



Berlin, den 11. Februar 1899.

Der zweite Kanzler.

Nah bei der preussischen Kreisstadt Krossen, wo das lecke Boberflüßchen sich in die stillere Oder ergießt, ist am sechsten Februar Georg Leo Graf von Caprivi de Caprara de Montecuccoli gestorben, der seit dem sechs- undzwanzigsten October 1894 nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches war. Auf Skhren, einem seinen Verwandten gehörigen Rittergut, starb der Mann, dem das schwere, früher, in den Tagen Thünens wie in denen Thünngens, unmöglich scheinende Werk gelungen war, Großgrundbesitzer und Bauern in einem weit über Deutschlands Provinzen sich dehrenden Bund zu vereinen, der Mann, der mit anderen großen Worten gelassen auch das ausgesprochen hatte, er besitze weder Akr noch Halm und wisse deshalb nicht, aus welchem Grunde er Agrarier sein sollte. Die Gefolgschaft des zweiten Kanzlers blieb, als die Kunde vom Tod ihres früher vergötterten Helden kam, merkwürdig schweigsam: ihr einst, wenn es den Unermülichen zu rühmen galt, so beredter Mund stammelte schüchtern jetzt nur Einiges von der Pflichttreue, dem Fleiß und der Ehrlichkeit des nun Ruhenden, — von Tugenden also, die dem in der Fülle der Macht Lebenden sogar seine Gegner niemals bestritten hatten. Diese Gegner aber dürfen sich der Pflicht nicht entziehen, am Grabe des Grafen Caprivi das Urtheil zu revidiren, das sie, so lange er als einzig verantwortlicher Beamter die Geschäfte des Reiches leitete, über ihn fällten, und sie dürfen bei diesem Beginnen sich nicht von dem chilonischen Satz — den Bismarck oft spottend einen den schlechtesten deutschen Eigenschaften entsprechenden nannte — stimmen lassen, über die Toten sei nur das Gute zu sagen erlaubt. Wer über Caprivi spricht, hat über einen

wichtigen, vielleicht für die nächste Zukunft entscheidenden Abschnitt der Reichsgeschichte zu sprechen und den Werth eines politischen Systemes zu wägen, das hier, nach dem Namen seines Erfinders und erfolgreichsten Vertreters, unter Bismarcks Beifall zuerst Caprivismus genannt wurde und dessen tiefe Spuren aus der deutschen Politik noch nicht verschwunden sind. Da ist sentimentale Zimperlichkeit nicht angebracht. Wohl aber ziemt es, in ruhiger Stimmung heute noch einmal zu prüfen, ob dem Manne, der es unternahm, an des rüstig lebenden Bismarck Diplomatenfisch sich häuslich einzurichten, in der Hitze des Kampfes Unrecht geschehen ist und ob die Politik, die er leitete oder litt, in der Entfernung und auf dem gräulichen Hintergrunde der dürrn hohenlohischen Aera günstiger wirkt als in der Nähe und unter dem frischen Eindruck der fruchtbaren Heroenzeit.

Wenn diese Prüfung ans Ziel führen soll, ist es zunächst nöthig, sich einen Augenblick in die kritischen Tage zurückzuversetzen, da ein jäher Schicksalsschlag den nun Entschlummerten seinen getreu Scheinenden entriß. Graf Georg Leo von Caprivi hatte seine Entlassung aus den Aemtern des Reichskanzlers und des preussischen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten erbeten und erhalten, die Brillanten zum Orden vom Schwarzen Adler waren ihm verliehen worden und er war nun wieder General der Infanterie. Als die Meldung kam — der Börsen-Courier war, ein lustiger Zufall, zuerst mit einem Extrablatt auf dem Platz —, da war mancher schlimme Wit zu vernehmen, hier oder dort wohl auch ein Ausruf froher Genugthuung; von irgend einer tiefer gehenden Erregung aber war nicht das Allergeringste zu bemerken und die Börse sogar, von der man doch eine Aeußerung der Theilnahme erwarten durfte, ließ den Leichenjubiläum in eine muntere Hauffestimmung ausströmen, denn ihre Besucher sind, wo es sich um die Geschäftsmacherei handelt, zu Sentimentalitäten durchaus nicht geneigt und sie erinnerten sich noch rechtzeitig daran, daß der Caprivismus politisch zwar wundervoll war, daß er an Profiten aber herzlich wenig gespendet hatte. Ein ruhig abwägendes Urtheil konnte über das angeblich große Ereigniß nur sagen: der Rücktritt des Generals von Caprivi hat den Werthe schaffenden Ständen im Deutschen Reich eine lange ersehnte Befriedigung gewährt, er hat Alle, die mit den historisch gewordenen Einrichtungen des Reiches bis zum Jahre 1890 unzufrieden waren, verstimmt und er hat im Auslande die Politiker beunruhigt, die auf eine bescheidene Willfährigkeit der deutschen Regierung gerechnet hatten. Das ist genau das Gegentheil des Wiederhalls, den einst die Entlassung Bismarcks weckte: im März 1890

konnten ganze Spalten mit ausländischen Pressfabrikaten gefüllt werden, in denen die Trennung des jungen Kaisers von dem Schöpfer des Reiches als eine harte, aber unvermeidliche Nothwendigkeit bezeichnet wurde; im Oktober 1894 lasen wir, wie bitterlich die Tschechen, Polen, Engländer, Dänen, Russen und Ungarn das Scheiden des Grafen Caprivi beklagten. Und noch ein Unterschied zeigte sich, der wichtigste, zwischen den beiden Ereignissen: 1890 ahnte ein Jeder, ob auch verkündet wurde, der Kurs solle der alte bleiben, daß die Geschicke des deutschen Volkes an einem Wendepunkt angelangt seien; 1894 hofften die Anhänger des Entlassenen, einen Wechsel der Politik nicht fürchten zu müssen, und unter den Gegnern fürchteten sehr Viele, diesen Wechsel nicht erhoffen zu dürfen. Bismarck war ein Programm, war das Programm des Deutschen Reiches, und der Graf von Caprivi war nur, nach eignem Geständniß, der verantwortliche Vollstrecker höherer Weisungen. Als der erste Kanzler fortgeschickt war, konnte ein kluger Franzose schreiben: „Il n'est plus rien que M. de Bismarck; à la vérité, c'est encore quelque chose.“ Von dem zweiten Kanzler konnte selbst die beflissenste Freundschaft Aehnliches nicht behaupten; er nahm den Grafentitel mit sich, eine ansehnliche Pension, sehr viele Orden, einige Bilder und Büsten, das Patent eines Ehrenbürgers von Rickerts Gnaden, hohe und höchste Auszeichnungen, schwungvolle Handschriften und einen ungeheuren Ballen papiernen Ruhmes; auf den selbst gehämmerten Werth einer großen Persönlichkeit aber mußte er verzichten und künftig bescheidenlich sich damit begnügen, ein General wie andere Generale zu sein. Bismarck hatte, als er nicht mehr Kanzler war, seinem Volk noch sehr viel zu sagen; der Graf von Caprivi mußte zufrieden sein, daß er in Ehren nicht mehr zum Reden genöthigt war.

Den Unterschieden, über die man ein Buch schreiben könnte, reiht sich eine Aehnlichkeit an: nach dem Fall beider Kanzler war die Legende bemüht, um die Gründe der Entlassung geschäftig ihre täuschenden Schleier zu nähern. Es hat lange gedauert, bis die Welt erfuhr, warum Bismarck gehen mußte, und manches bedeutsame Detail ist auch jetzt noch nicht publici iuris; die abenteuerlichsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt und der Haß verkettete sich bis zu der Behauptung, der Kanzler habe, mit schändlichen Intriguen, die Minister gegen den Kaiser aufgehetzt und schließlich sogar den Anstand verlegt, der im Verkehr mit dem Monarchen unter allen Umständen Pflicht ist; die schöne Geschichte von dem Tintenfaß ist sammt den übrigen Anekdoten noch in Aller Gedächtniß. Auch dem Grafen Caprivi hat es während der letzten zwei Jahre seiner Wirksamkeit gewiß nicht an erbitterten Gegnern ge-

fehlt, aber schon hier zeigt es sich, daß sie aus anderem Holze waren als die schnaubenden Bismarckhasser; nirgends hat sich auch nur die leiseste Verächtigung hervorgewagt, sondern in ruhiger Gelassenheit wurde die Thatsache festgestellt, daß die gräßlichen Angriffe, die in den von der Wilhelmstraße reffortirenden Blättern gegen den preussischen Ministerpräsidenten verübt worden waren, den letzten Anstoß zu der Verabschiedung gegeben hatten. Dafür aber waren die Freunde des Entamteteten um so eifriger bei der Arbeit, ihrem Helden noch einen Abschiedskorber zu winden und in alle Lüfte zu rufen, daß er als ein Opfer seiner freiheitlichen Gesinnung glorreich gefallen sei, tückisch gemuschelt von den schleichenden Schergen der finsternen Reaktion. Das stimmte vortrefflich zu der Rolle eines Hospitanten der Freisinnigen Vereinigung, in die der Kanzler allgemach hineingewachsen war; nur stimmte es nicht zu den wirklichen Vorgängen. Der General von Caprivi hat niemals den Wünschen seines Kriegsherrn widerstrebt, er hat sich auch in der Frage des Kampfes gegen die Umsturzgelüste dem Willen des Monarchen anbequemt. Das ist der ehrenwerthe Standpunkt eines im Dienst ergrauten Soldaten, aber er sperrt der Legende den Weg, die den Entlassenen als ein Opfer unererschütterlicher Ueberzeugungen hinstellen möchte. Der zweite Kanzler mußte gehen, weil er die Kränkung eines Kollegen, an der er nicht ganz unbetheiligt sein konnte, nicht wieder gut machen wollte. Diese Klarheit war nützlich, weil sie den Versuch einer Apotheose vereitelte; leider gab sie nur auf die wichtigste Frage uns keine Antwort: ob die Trennung von der Person für den Kaiser auch eine Trennung von dem System zu bedeuten hatte.

Worin dieses System bestand? Vielleicht ist es dem verantwortlichen Träger selbst niemals deutlich zum Bewußtsein gekommen. Er las täglich, daß er ein bedeutender Staatsmann sei, nicht, wie sein schlimmer Vorgänger, einer von hastiger Genialität, leidenschaftlich im Treffen und Fehlen, sondern der nüchterne, kaltblütig den Blick weit vorausschickende Führer des Volkes, der kein anderes Interesse kennt als das Wohlergehen des Vaterlandes; nicht die künstlerisch wirkende Persönlichkeit Bismarcks, aber der silberne Adel Moltkes sollte ihm eigen sein und zwischen den Zeilen war immer zu lesen, solche sicher beharrende Kraft sei dem Reich sehr viel nützlicher als das impetuöse Temperament des Größeren. Wer Menschliches menschlich mißt, wird begreifen, daß der General von Caprivi dem holden Märchen gern glaubte, — um so lieber, als es ja von Männern verbreitet wurde, die nachdrücklich stets sich als politische Gegner des Kanzlers bekannten. Man muß auch zugeben, daß das Gewebe sehr fein und schlau zugerichtet war; unererschütterlich

fest stand das Dogma: nur schamlose Interessenzüger und feile Wichte, die aus der Bismarckbewunderung ein schändliches Geschäft machten, verfolgten mit gehässiger Feindseligkeit den leitenden General, in dessen Lager die ganze Schaar der wahren Vaterlandsfreunde sich sammelte. Und auch diesem Dogma neigte der Mann von vorgestern sich gläubig. Nicht einen Augenblick schien ihm der Gedanke zu dämmern, der doch so nah lag: wenn diese Leute mich preisen und feiern, so geschieht es nur, weil ich ihre Geschäfte besorge. Die Gedanken des Grafen Caprivi schienen sich vielmehr nach dieser Richtung zu bewegen: welche ganz vortrefflichen Leute, diese Liberalen und Sozialisten; ich bin ein streng konservativer Mann, aber sie spenden meiner eifrigen Arbeit fürs Reich dennoch die herzlichste Anerkennung, — ganz im Gegensatz zu den Konservativen, die mich, ihren Parteigenossen, schmähen, weil ich ihren eigensüchtigen Wünschen nicht dienstbar werden will. Der Text und die Weise waren bis aufs J-Pünktchen den freisinnigen Zeitungen entlehnt und so entstand allgemach ein System, das man epigrammatisch so etwa bezeichnen könnte: nachdem der erste Kanzler dreißig Jahre hindurch mit dem deutschen Volk gegen die berliner Freisinnspresse regirt hatte, kam ein neuer Mann, der mit dieser Presse gegen die Wünsche der Mehrheit des deutschen Volkes regirte.

Die Ziele, denen diese Presse näher zu kommen versucht, sind, an und für sich betrachtet, gewiß durchaus ehrenwerth, genau so ehrenwerth wie die Wünsche der Sozialdemokraten, der Polen und Welfen; nur mit den historisch gewordenen Einrichtungen des Deutschen Reiches sind sie nicht zu vereinbaren. Man kann freisinnig regiren, sich für Parlamentsherrschaft, Freihandel, Rationalismus, Exportindustrie und ähnliche schöne Dinge begeistern und sich bemühen, die deutsche Welt zu einem Paradiese der Bourgeoisie umzugestalten. Man kann auch so regiren, daß die Sozialdemokraten oder die Polen, die Dänen oder die Welfen zufrieden sind; dabei aber muß man sich immer sagen, daß auf diesem Wege die Erhaltung des nun einmal gewordenen Reichsorganismus nicht liegt; gleichviel: vielleicht hat der Vertreter einer solchen Politik das Rezept für ein besseres Reich in der Tasche. Eins nur ist unmöglich: man kann nicht nach den Wünschen der Freisinnigen, der Sozialdemokraten, der Polen, Dänen und Welfen regiren und doch das mühsam und künstlich geschaffene Reich, in dem wir seit einem Vierteljahrhundert nun leben, erhalten und befestigen wollen. Und dieses Eine gerade, das Unmögliche, hat der General von Caprivi gewollt und für eine Weile auch scheinbar erreicht. Er wurde gefeiert, — aber nur, weil er Das eben nicht war, was er doch sein wollte: konservativ; und er ist an den Lobgesängen der Schmeichler schließlich erstickt.

Die Geschichte wird ihn sehr hart beurtheilen. Sie wird sehen, daß er, ohne zwingende Nothigung, ein Amt übernahm, dem seine Vorbildung und sein Können nicht gewachsen waren, daß er die Belehrung und die Rathschläge verschmähte, die der Berufenste ihm bereit hielt, daß er eine in jedem Zuge unproduktive Politik trieb, für die organischen Lebensbedingungen des ihm anvertrauten Reiches kein Verständniß hatte, die gesunden Ueberlieferungen atomisirte und dem nationalen Empfinden immer ein Fremdling blieb. Die Geschichte wird nicht danach fragen, ob er im Einzelnen selbst Alles verschuldet hat und wie oft er — nach seinem Lieblingsausdruck — sich in einer Zwangslage befand; denn die Geschichte wird sagen, daß ein politisch verantwortlicher Mann nur bis zu dem Punkt gehen darf, wo die innerste Ueberzeugung ihm die Umkehr gebietet. Auch die Anerkennung der guten Absicht wird das Urtheil nicht wesentlich modifiziren; fortgeschickte Dienstmädchen mögen stolz sein, wenn ihnen bescheinigt ist, daß sie fleißig, willig und treu waren; in Deutschland galt es für einen politischen Beamten bisher nicht als ein besonderer Ruhm, wenn man ihm solches Zeugniß ins Dienstbuch schrieb. Es ist selbstverständlich, daß ein Reichskanzler keine silbernen Löffel stiehlt und daß er die ehrliche Absicht hat, nach bester Kraft die Geschäfte zu fördern; für Diebe und Landesverräther giebt es noch Richter im Deutschen Reich. Aber freilich: der Graf von Caprivi war der Ehrenmann par excellence und von seiner Ritterlichkeit konnte man in allen Börsenblättern bis zum Erbrechen lesen. Die Herren, die, mit einem feigen Blinzeln nach dem Mann in Barzin, Das täglich verkündeten, mögen durch ihren Privatverkehr mit dem Verstorbenen besonders gut orientirt gewesen sein. Das öffentliche Urtheil, das aus verborgenen Quellen nicht schöpfen kann, hatte keinen Grund, an der tadellosen Ehrenhaftigkeit des Grafen Caprivi zu zweifeln, und es brauchte bei einer Analyse seines Charakters sich nicht aufzuhalten. Nur konnten die läppischen Lügner, die gar nichts dabei finden, den Miquel und Posadowsky schmähliche Streberkünste anzudichten, und die in Delirien verfielen, wenn gegen ihren Helden sich sachlicher Widerspruch regte, doch wirklich nicht wähen, daß die Erfahrungen aus den vier langen Jahren der Capriviherrlichkeit so schnell vergessen sein würden: die Achtung des Fürsten Bismarck durch den Mann, der später dann bei dem Verwehmten seine Karte abgab, die ins Ungeahnte sich dehnende Beeinflussung der Presse, die gerichtliche und gesellschaftliche Verfolgung der Gegner, der Versuch, auf die freie Entschließung der Richter einen amtlichen Druck zu üben, — diese Erscheinungen, denen sehr viele andere zu gesellen wären, sind von dem

Caprivismus nicht mehr zu trennen. Auch der Geschichtschreiber wird sie finden und er wird neben dem tiefen Schatten dieser Periode vergebens die blendenden Lichtseiten suchen, von denen die längst dann vergilbte Zeitungsmakulatur so Ueberschwängliches ihm zu melden weiß. Die Reden und die Thaten des Grafen Caprivi bleiben und werden zeugen; wer darin auch nur einen schöpferischen, einen selbst gefundenen Gedanken, nur ein dauernd segensreiches Vollbringen zu entdecken vermag, — Der wird mit seinem Funde der stets nach Helden langenden Masse sicher sehr willkommen sein.

Wenn die Geschichtschreibung angewandte Psychologie geworden sein wird, dann erst wird auch das Wirken des Grafen Caprivi den milderen Richter finden. Dieser Richter wird einen Mann vor sich sehen, dem das lastende Gepäck der ererbten und anerzogenen Vorurtheile, bürokratischer und militärischer, die Freiheit des Willens und der Anschauung lähmte; einen Mann, der mit der ganzen bitteren Antipathie des armen adeligen Offiziers sein Leben lang auf die glücklicheren Standesgenossen geblickt, der in großstädtischer Stickluft das Gepräge empfangen und über das Phrasengerassel der Zeitungen niemals das Lächeln gelernt hatte. Dieser Mann wurde vor eine Aufgabe gestellt, die ihm, wiederum nach eigenem Geständniß, die Erinnerung an die Zeiten weckt, wo er als Kind mit verbundenen Augen in einem dunklen Zimmer sich zurecht tasten sollte. Er fühlt unsicher umher, tappt und strauchelt, denn durch die Binde fällt kein erleuchtender Schimmer. Sollte er Denen nicht dankbar sein, die an Freundeshand ihm die sicheren Wege wiesen und zu hohem Ruhm und hellen Ehren ihn geleiteten, — zu dem Ruhm und den Ehren, die er im gläubigen Gemüth für die allein echten und werthvollen hielt? Die neuen Freunde sagten ihm ja, daß er der Mann der Situation sei, daß nur die Großstadtpolitik zum wahren Heile führe, daß der Großgrundbesitzer auf Staatskosten sich mästen und schlemmen will und daß die Masse des arbeitenden Volkes den Auserwählten des Schicksals in frohem Jubel umschirmt. Zu lieblich ist solche Suggestion, als daß sie nicht wirken müßte: die Erinnerungen der Jugend mischen sich mit dem belebenden Gefühl eines ersten Rausches, die tieferen Zusammenhänge erschließen den ungeübten Sinnen sich nicht und schließlich dünkt der Held der brausenden Jubelschöre sich den unter Verbblendeten einzig klar Sehenden und ahnt nicht, der Ärmste, daß er noch immer die Binde trägt.

Er hat es wohl bis an sein Lebensende nicht geahnt. Und doch war ihm herbe Kritik, war ihm harter Tadel sogar niemals erspart worden. Mollke hatte von der militärischen Begabung des Herrn, der als Oberst-

lieutenant während des großen Krieges den Generalstab des zehnten Armee-corps leitete, sehr gering gedacht und dieser Ansicht unfreundlichen Ausdruck gegeben; im Kreis der Kameraden wurde der später das selbe Corps kommandirende General der Heilige Infanterist oder, mit grausamerem Spott, der geniale Feldwebel genannt. Das socht sein sicheres Selbstgefühl nicht an. Mochte, so mochte er denken, fürchtete in ihm vielleicht den berufenen Nachfolger; und die Kameraden beneideten wohl den armen, bis zur höchsten Kommandostellung vorgerückten Offizier. Als er, nach mancher Berathung, zu der er bei nächtlicher Weile von Hannover nach Berlin kam, Kanzler geworden war, hatte er einen Augenblick wacher Selbsterkenntniß und gestand der Fürstin Bismarck, die als stets gütig sorgende Hausfrau den Junggefallen an ihre Tafel lud, ihm sei wie einem Knaben zu Sinn, der mit verbundenen Augen zum Blindenkubspiel ausgerufen sei. Schnell aber schwand diese ängstliche Stimmung. Bald hörte man, der Kanzler habe zu einer anderen Dame gesagt, „Nacht sei doch süß“, und die Zeit kam heran, da jeder Schritt, den der Nachfolger Bismarcks that, jedes arme Wort, das er sprach, wie eine Offenbarung höchster politischer Weisheit bejubelt wurde. Er konnte erklären, das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre, wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte — also auch Egypten, den Kongostaat und die Kapkolonie —, konnte verkünden, bei der Erörterung des Volksschuggesetzes, für das er mit hitzigem Eifer eintrat, handle es sich um einen Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, konnte bei dem Manne, den er wie einen Unreinen vom gesellschaftlichen Verkehr absperren wollte und gegen den er von einem pöflichen Offiziersen eine böse, vor dem Druck dann auf hohen Befehl beseitigte Brochure schreiben ließ, im Alten Schloß als — natürlich abgewiesener — Besucher erscheinen, das Umsturzgesetz unseligen Angedenkens vorbereiten: er blieb dennoch der gefeierte Held. Auch der Kaiser hatte bei Tisch den „weiten politischen Witz“ des großen Bräsen Caprioli“ gerühmt. Wer will' dem Jo mit Lobsprüchen Gefütterten, dem die Gabe rascher Auffassung und eine behende Geschicklichkeit nicht abzusprechen war, verargen, daß er sich für den providentiellen Mann hielt, dem, nach seines Kaisers Wort, zweimal schon eine „rettende That“ gelungen war? ... Er hat selbst noch erlebt, daß sein Name verschollen war und keins seiner einst umjubelten Worte mehr erwähnt wurde, und Bismarck konnte sagen, der Troupier sei eigentlich noch schlechter als er behandelt worden. Das Geräusch ist verhallt und auf den Grabstein des zweiten Kanzlers kann selbst das Wohlwollen heute höchstens die Worte setzen: „Ein gehorsamer Diener Kaiser Wilhelms des Zweiten.“

Vom Individuellen zum Sozialen.

Wir haben gesehen*), wie Ragenhofer das individuelle Leben der Lehre von den Wechselbeziehungen der Sozialgebilde zu Grunde legt. Der Uebergang von der Betrachtung des Individuums zu den Sozialgebilden erfordert zunächst eine methodologische Bemerkung. Ragenhofer bedient sich der Methode der Analogie, die bekanntlich nach den nicht gerade glücklichen Anwendungen durch die „organische“ Schule der deutschen Staatsrechtslehrer, später durch Lilienfeld und Schaeffle, keine wissenschaftliche Zukunft zu haben schien. Nun, Ragenhofer bringt sie wieder zu Ehren und zwar in einer so geistreichen und scharfsinnigen Art, daß auch die entschiedensten Gegner zum Mindesten stutzig werden müssen. Freilich geht er subtiler, man möchte beinahe sagen: raffinierter zu Werke als seine Vorgänger. Das Vorhandensein von Analogien in allen Gebieten der Erscheinungswelt scheint Ragenhofer dadurch begründet, daß es „im Ursprung der sozialen Welt aus der organischen und in ihrem Zusammenhang mit der anorganischen im Wege des Stoffwechsels liegt, daß die allgemeinen Eigenschaften der Körper ihre entsprechende Anwendbarkeit auf Sozialgebilde haben müssen.“ (S. 91.) Daraus folgt der scheinbar paradoxe Satz, daß „die Hauptgesetze der Chemie in entsprechender Auffassung auch soziologische Gesetze sein müssen.“ Aber in der näheren Ausführung verliert dieser gewagte Satz alles Paradoxe, er wird nicht nur einleuchtend, sondern fast selbstverständlich: „Die Chemie hat die Gesetze aufgedeckt, nach denen die bei unserer beschränkten Einsicht scheinbar einfachen Stoffe sich verbinden oder trennen. Die Affinität der Elemente liegt wahrscheinlich in dem Wesen der in ihnen liegenden Urkraft. So wie diese in der sozialen Welt das Streben zeigt, den höher entwickelten Organismen die Herrschaft über die niederen zu verleihen, so giebt sie auch den innigeren Verbindungen durch nachhaltigere Wirkungen den Vorzug gegenüber einem flüchtigen Zusammenhang. Die Element-Atome verbinden sich in einem festgestellten Gewichtsverhältnis . . . Die Verwandtschaft der Elemente, die größere oder geringere wechselseitige Affinität oder deren Abneigung gegen gewisse Verbindungen sind Erscheinungen, die den Leidenschaften im sozialen Leben, Liebe und Haß, nicht bloß ähnlich, sondern mit ihnen ursächlich identisch sind. Bedenken wir, daß der Stoffwechsel die Ursprungserscheinungen aller menschlichen Beziehungen nach außen ist, so scheint es klar, daß mit der Zeit die ganze Reihenfolge der Ursachen und Wirkungen von der chemischen Anziehung und Abstoßung bis zur Liebe und zum Haß im menschlichen Bewußtsein und in der menschlichen Gesellschaft aufgedeckt wird . . . Die Soziologie zeigt, daß die Wechselbeziehungen der Menschen, ihre Vereinigungen sowie ihre Gegner-

*) S. „Zukunft“ vom 28. Januar 1899.

schaften, auf dem Drang nach jenem Stoffwechsel beruhen, der für die Erhaltung des Menschen unentbehrlich ist. Die Ernährungsfragen sind die wesentlichsten Anlässe aller sozialen Bewegungen und selbst die elementarsten Gesellschaftsverbände, wie die Ehe, können ohne Beziehungen zum erhaltenden Stoffwechsel nicht gedacht werden. Alle Beschränkung oder Entziehung des notwendigen Stoffzuflusses ruft im sozialen Leben Segnerschaft und Haß hervor. Was einer dauerhaften chemischen Verbindung im Wege steht, was sich also zwischen die im Wege der Atome liegende Stoffvereinigung einschleibt und ihr entgegenstellt, wird ausgeschieden; Bicarbonate ruhen nicht eher, als bis sie Karbonate geworden sind. Sobald ein Element in einer Verbindung einen festeren Zusammenhang gewinnen kann, verläßt es bei entsprechender Berührung sein bisheriges Verhältnis und tritt unwiderstehlich in das neue. Der Sauerstoff der Ueberverbindungen verläßt seinen Zusammenhang, sobald er mit einem Stoff in Berührung kommt, mit dem er eine dauerhaftere Verbindung eingehen kann. Die Unwiderstehlichkeit solcher Verbindungen ist soziologisch lehrreich. Der Wechsel des sozialen Verbandes, die Kräfteverschiebungen im politischen Parteileben sind identische Erscheinungen. Wie Explosivstoffe um so heftiger wirken, wenn ihnen der Raum entzogen wird, den die angestrebte neue Verbindung nach der Explosion braucht, so wird ein nothwendiger sozialer Vorgang sich um so heftiger vollziehen, wenn seine Behinderung versucht wurde.“ (S. 92.)

Ich habe diese ganze Stelle als Beispiel dafür citirt, wie Rayenhofer die Methode der Analogie handhabt. Die Treffsicherheit des Vergleiches ist so groß, daß man, trotz aller begründeten Voreingenommenheit gegen die Methode, nicht umhin kann, sich zu fragen, ob hier bloß zufällige Ähnlichkeiten vorliegen oder nicht vielmehr eine Wesensidentität der Vorgänge existirt. Das scheint Rayenhofer zu glauben; denn er führt ihn auf seine „Urkraft“ zurück, die auf allen Naturgebieten in wechselnden Formen ihrem „Vervollkommnungstreben“ und ihrer „Entwicklungstendenz“ treu bleibt. Er überschreitet danach die Kluft, die bisher zwischen organisch-individuellem und sozialem Leben gähnte sicher und so ruhig, als ob er sich auf ebenstem Terrain und auf fortlaufenden Wegen aufwärts bewegte.

Die erste Erscheinung, die ihm am neuen Ufer entgegentritt, ist die Verschiedenheit der einzelnen Sozialgebilde, zunächst als Vielheit der Rassen sich äusernd. Die Frage des Mono- oder Polygenismus verursacht ihm wenig Kopfschmerzen. „Ueber das Entstehen der Gattungen und Arten organischer Geschöpfe“, meint er, „bestehen zwei Hypothesen, wovon eine auf Ueberlieferungen beruht und die andere auf wissenschaftlichen Forschungen... Man ist sich nicht klar, ob man die Entwicklung des organischen Lebens aus einer Urform oder mehreren verschiednörtlichen Entstehungen organischer Urgeschöpfe annehmen soll.“ (S. 101.)

Für die Thatsache des sozialen Lebens ist ihm jene Entstehungsfrage von geringerer Bedeutung. Dieses „soziale Leben ist eine Erscheinungsform im Entwicklungsprozeß der bewußten Geschöpfe überhaupt, es ist, gleich der physiologischen Funktion des Individuums, die Kollektivaktion vieler zum Zweck des Stoffwechsels. Die Gesetzmäßigkeit für die Entstehung individueller und sozialer Arten besteht also in der Relation mit den Lebensbedingungen, daher auch für beide nicht der Entwicklungursprung sondern die Lebensbedingungen während dieser Entwicklung maßgebend sind; denn die Urkraft wirkt und differenziert mit ihrem bedingten Vervollkommnungstreben in den Individuen und sozialen Gebilden derart, daß sie die Verhältnisse oder Vorstellungswelt interessengemäß ausnützen“ (S. 102—103).

„Die lokalen Lebensbedingungen scheiden durch ihre Wirkungen die Menschen in viele Gesellschaften, innerhalb deren sich die natürlichen Wechselbeziehungen erfüllen. . . . Ähnlich der kosmischen Ordnung ist die Gesellschaftsordnung ein Resultat der sich bekämpfenden Kräfte. Untrennbar von dieser Welt- und Gesellschaftsordnung ist die Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren, wenn sie sich in ihrem Streben nach Anpassung begegnen. Es ist dies jenes Vernichtungsgesetz, dem wir bereits in der kosmischen Welt begegnet sind und auf dem die bedingte Vervollkommnung des organischen Lebens beruht.“ Dieses „Vernichtungsgesetz“ walidet unerbittlich auf allen Gebieten der Natur, also auch auf sozialem.

„Daß die Himmelskörper zu einem langsamen Aufgehen des einen in den anderen bestimmt sind, daß in der unorganischen Welt die Bildung eines Stoffes die Zerstörung anderer bedingt, daß die Pflanzen durch Verzehrung von Kohlenstoffverbindungen und gewissen Salzen leben und daß die Thierwelt die Pflanzen und auch andere Thiere verzehrt: Dies ist die mildeste Form, in der das Vernichtungsgesetz zur Geltung kommt. Die Vernichtung erhält erst eine für bewußte Geschöpfe furchtbare Form durch den Kampf der Organismen gleicher Art um ihre Ernährung. Hier handelt es sich um die Eroberung und Behauptung geeigneter Nährstoffe für die eigenen Zwecke; die Lebensbedingungen müssen also den konkurrierenden Mitgeschöpfen entzogen werden. Dieser Kampf ums Dasein, streng genommen nur der organischen Welt eigen, ist in erster Linie der überquellenden Schöpfungskraft zuzuschreiben, indem diese stets mehr Geschöpfe hervorbringt, als den Lebensbedingungen im unmittelbaren Bereiche des bedürftigen Individuums entspricht“ (S. 105).

Damit gelangt der Verfasser mitten in das Getriebe der Kämpfe heterogener Sozialgebilde, den ich kurz als „Rassenkampf“ bezeichnete, ohne daß ich dabei an den engsten Begriff der „Rasse“ als genealogischer Einheit dachte, den ich vielmehr nur für eine uns ganz entrückte primitivste Ent-

stehungsperiode des Menschengeschlechtes auf Erden gelten lassen möchte. Heute treten uns solche Kämpfe theils als Völkerkämpfe entgegen, wenn sie von den einheitlichen Organisationen der Völker, d. h. den Staaten, theils als soziale Kämpfe, wenn sie im Inneren der Staaten von den sozialen Bestandtheilen unter einander geführt werden. Ragenhofers „Vernichtungsgesetz“ aber dürfte in physischem Sinne heutzutage nur ausnahmsweise und theilweise (im Kriege) zur Geltung kommen: in der Regel tritt nur Beschränkung und Einengung der Lebensbedingungen feindlicher Gruppen („Rassen“ in meinem Sinne) ein. Und insofern bleibt wahr, daß „das Vernichtungsgesetz des Universums auch ein wichtiges soziologisches Gesetz“ ist (S. 107) und in letzter Linie auf dem nothwendigen „Stoffwechsel“ basiert. „Der Stoffwechsel macht die Vernichtung der Nebengeschöpfe unbedingt nothwendig und alle Bewegungen in der Gesellschaft haben die Sicherung des Stoffwechsels und die hierdurch bedingte Bedrohung oder Vernichtung der Koexistenzen zum Ausgangspunkt oder Endziel“ (S. 107).

Die Darstellung der „Sozialgebilde“ und der Formen, die in und zwischen ihnen der „Kampf ums Dasein“ annimmt, ergibt Folgendes: Das primitivste Gebilde ist die Horde, schon auf höherer Entwicklungsstufe steht der Stamm. „Unterwerfung eines Stammes durch den anderen“ gebiert den Staat (S. 109). Nur in der Horde bestand allgemein „individuelle Gleichheit“, obwohl schon dort sich ein „Streben nach Ueberlegenheit“ entwickelt und so „der verschiedene Werth der Individuen“ hervortritt (S. 126).

„Die Störungen durch die Ansprüche überlegener Individuen gedeihen bis zu einer gewissen Höhe, worauf die Differenzirung der Gemeinschaft in mehrere eintritt“ (S. 127.) Das ist das alte Schema der Entstehung der Vielheit von Stämmen aus der Differenzirung von Horden und der Heterogenität der Stämme durch allmähliches Auseinandergehen und Differenzirung aus dem ursprünglich Einem und Einheitlichen. „Durch den Zerfall der Horde in Hordengruppen hat sich aber eine höhere Ordnung entwickelt, der Stamm“ (S. 128). Ich habe meine entgegengesetzte Ansicht an anderer Stelle zu begründen versucht,^{*)} doch kann diese vielleicht nie zu lösende Frage getrost zurückgestellt werden: die Hauptsache ist ja eben die thatsächliche Vielheit der heterogenen Sozialgebilde, deren Wechselbeziehungen durch ihre Verschiedenheit bedingt sind, ohne Rücksicht auf deren Entstehung. Mit diesen Wechselbeziehungen hat es die Soziologie zu thun, nach meiner Ansicht ausschließlich, nach Ragenhofer nur zu einem Theile. Jedenfalls ist dieser Theil des ragenhoferschen Systems der eminent soziologische. Ich werde nächstens hier von diesem Theil zu sprechen haben.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.

^{*)} Vergl. mein „Allgemeines Staatsrecht“ (Zürichbruck 1897), S. 85 ff.

Kezereien gegen die moderne Frau.

Mit Vergnügen werden viele Frauen am siebenten Januar in der „Zukunft“ gelesen haben, was Frieda Frein von Bülow in ihrem knappen, klaren Empörungartikel: „Männerurtheil über Frauendichtung“ schreibt. Es scheint so offenbar, daß sie Recht hat. Wenn eine Frauendichtung „frauenhaft“ gerathen sei, so müsse sie Lob, nicht Tadel, dafür ernten, denn jegliches Wesen leiste sein Bestes doch aus eigenem Wesen und nicht aus schülerhafter Nachahmung heraus; nichts sei deshalb so verkehrt und gedankenlos wie das übliche Lob: „Wenn es der Titel nicht sagte, würde man nicht glauben, daß ein Weib die Dichtungen geschrieben habe.“ Daran ändere auch die — nach Fräulein von Bülow's Ansicht noch unentschiedene — Frage nichts, welchem der beiden Geschlechter die geistige Ueberlegenheit zukomme. Denn sollten nicht selbst die Niederschriften eines Fuchseins, dem durch ein Wunder literarische Gaben verliehen würden, in genau dem Maße an Werth gewinnen, wie sich sein Fuchs-Wesen, seine Fuchs-Auffassung, in ihnen spiegele, während ihre korrekte Annäherung an Menschenart vielleicht wohl die Kuriosität noch größer, das Dokument aber um so werthloser machen müßte?

Das Alles scheint bis zur Selbstverständlichkeit richtig, ist es aber dennoch nicht. Zunächst nicht, weil eine Verwechslung zwischen den Begriffen von Kunst und Berichterstattung vorliegt. Das Beispiel mit dem Fuchs läßt Das sehr deutlich werden. Gewiß würde das Dokument des Fuchses, aufgefaßt als eine Berichterstattung über die Fuchsseele oder das Fuchsleben, werthloser durch die Verunreinigung mit menschenähnlichem Material, aber einem künstlerischen Werth, einer „Dichtung“, würde es sich vielleicht doch nur dadurch nähern, daß der Fuchs gewisse ganz unfuchsmäßige Aehnlichkeiten aufweist, zum Beispiel eine frappante Aehnlichkeit mit Goethe. Der Umstand, daß er sich literarisch ausdrückt, ist an sich ja schon Etwas, das er eine Menschen-Anomalie nennen müßte, und da ist es, falls er Kunstwerke hervorbringen will, entschieden am Besten, sie noch weiter in der selben Richtung zu entwickeln, selbst wenn seine Fuchsnatur dabei zu kurz kommen sollte. Nun sind die Frauen allerdings keine Füchse, wenigstens in diesem Sinne nicht. Aber es wäre nicht unmöglich, daß ihre unwillkürliche Abschätzung nach männlichen Maßstäben im Gebiet der Kunst eine eben so tiefe heimliche Berechtigung hat, wie wenn sie wirklich Füchse wären. Denn alle „Dokumente“, die sie jetzt über sich selbst vom Stapel lassen und die mit einigermaßen unkluger Plauderhaftigkeit recht interessante Berichte über das Weib erstatten, sind schon diesen innersten Motiven nach unkünstlerisch. Das ist der Grund, warum einem so guten Buch wie dem von Frieda von Bülow erwähnten Gabriele Reuters, gerade um seiner Frauenhaftigkeit, seines werth-

vollen Dokument-Charakteres willen, nicht überall ein hoher Kunstwerth zugestanden wird. Auch die Männer unter sich ließen es sich nicht im Traum einfallen, gelungene Dokumente ihrer „Männlichkeit“ mit Kunstwerken zusammenzuwerfen; aber freilich würden sie auch nicht das selbe Bedürfniß wie die Frauen von heute fühlen, so beflissen ihre eigenen Reporter zu spielen. Die großen, einzelnen Bekenntnisse, die es von ihnen giebt, wollen mehr über den Menschen als über den Mann aussagen, — und mehr über den Menschen in dessen Beziehung zum Gott oder zu den tiefsten Problemen und Lebensfragen als just zum Weibe. Das ist aber kein Zufall. Ich möchte sagen: wenn die Frauen literarisch thätig sind, haben sie es viel schwerer als der Mann, sich vom ganzen praktischen Stoffkreis, in dem sie innerlich und äußerlich leben, leise zu lösen und mit voller sachlicher Hingebung in dem einen Geistesgebilde aufzugehen, das sie schaffen wollen. Die Grundvoraussetzung für alles Schaffen, das intensive Erfülltsein mit dem Gesamtmaterial des eigenen Lebens und Wesens, besitzen auch sie, aber die zweite Bedingung, worin die eigentliche Kunstbefähigung selbst beruht, besitzen sie nicht im gleichen Maße wie der Mann: jenes eigenthümliche selbstlose, zum eigenen Selbst Distanz gewinnende Sich-Verbrauchen-Lassen vom künstlerischen Gebilde als unserem Herrn und Meister, für dessen Gelingen allein man zittert und fiebert und sich selbst tief gleichgültig wird. Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich hier auf die einzelnen psychologischen Gründe dieser Erscheinung näher eingehen; ihr Hauptgrund ließe sich darin aufweisen, daß im Weibe alle einzelnen Bethätigungen des Wesens in engerer und lebhafterer Wechselwirkung mit einander stehen, als es beim Mann mit dessen Fähigkeit zu gesonderterem Kräftepiel nothwendig ist. In Wirklichkeit stellt Das einfach das „geringere Differenzierungsvermögen“ des Weibes dar; aber man muß nicht vergessen, daß dieser Ausdruck nicht nur etwas Negatives bedeutet, sondern eine festgehaltene hohe Fähigkeit zur organischen Einheitlichkeit, die das Weib nicht nur physisch, sondern auch psychisch zu etwas Einzigartigem, Unerseßlichen macht. Es ist etwas sehr Bestimmtes, das man als „frauenhaft“ empfindet, und schließt im gleichen Wort die Schwächen wie die Vorzüge, Lob wie Tadel, zusammen; wenn auf literarischem Gebiet dies Wort dennoch stets nur wie Tadel erklingt, so bedeutet Das — für den Kritiker oft ganz ungewollt und unbewußt — nicht nur ein Urtheil gegen den Kunstwerth des Buches, sondern auch ein schwach mitflingendes Unterurtheil gegen dessen weiblichen Verfasser: „Füchlein, bleib in Deinem Bau! Bleibe da, wo Deine Vorzüge unübertroffen sind, und weil Du sie beeinträchtigen müßtest bei ihrer Verwendung außerhalb dieses Hauses, außerhalb des ureigensten Zusammenhanges Deiner warmen, tiefen Welt mit dem Allleben, das Dich lieb hatte, als es Dich so fest in seine Arme bettete.“

Sollen etwa deshalb die Frauen keine Bücher mehr schreiben? Das mögen sie thun, so oft es sie dazu treibt, wie sie überhaupt Alles thun mögen, wozu es sie treibt. Das stört Keinen und Manchen freut es. Denn Weiblichkeit ist ja ein fröhliches Blühen — wenn nur alle Frauen einfähen, ein wie fröhliches! —, nicht aber irgend eine Zwangsanstalt mit vorgeschriebenen Bewegungen. Nur so entschuldig ernsthaft und wichtig sollen sie es nicht nehmen. Sie sollen ihre literarische Thätigkeit als das Accessorische, nicht als das Wesentliche an ihrer weiblichen Ausübung betrachten und, weit davon entfernt, Artikel zu ihrer besseren Würdigung durch Männerurtheil zu schreiben, sich lieber dagegen wehren, daß man sachliche Vergleiche mit ihnen anstellt und sachliche Censuren, wie öffentliche Ordensverleihungen, ihnen, leutselig lobend, ausstellt. Wenn die Verleger es erlaubten, sollten sie am Liebsten noch anonym ihren Herzen Luft machen. Ungefähr so, wie man jauchzt oder weint, ohne den eigenen Namen darunter zu schreiben. Gerade das stofflich Persönlichere, das minder künstlerisch Geformte an ihren Werken sollte sie zum Entgelt dafür gleichgiltig machen gegen die persönlichste Eitelkeit des Berühmtwerdens. Der große, wahre Künstler setzt mit seinem Namen unter sein Werk im Grunde nur eine Chiffre: sein Werk ist nicht er noch einmal, nicht seine Wiederholung, es hat nur ihn benutzt, um ein Ding ganz für sich zu werden, und wenn der Beschauer oder Leser ihn selbst darin fühlt und findet, so ist es indirekt und auf dem künstlerischen Umwege der Drangebung der eigenen ergriffenen Persönlichkeit im künstlerischen Genuß. Frauenwerke wirken, aus Gründen ihrer Vorzüge nicht minder als ihrer Mängel, viel direkter und indiscreter, sie wirken als Frauen-Wiederholungen; und dadurch, daß eine Wiederholung vollkommen gelungen ist, wird der Werth ihres Originals gar nicht erhöht, — im Gegentheil: es wird fast überflüssig.

„Summ Wlud“ wird das nur selten annähernd der Fall sein können, und wer ein Frauenbuch liebgewonnen hat, wird es auf sich wirken lassen dürfen wie eine Rose, die von blühendem Strauch gebrochen wurde. Aber ich kann nicht umhin, einigen Argwohn zu hegen, ob dies köstliche Gefühl einer zarten persönlichen Frauenberührung sich gleich bleiben wird bei der vehementen Art der heutigen Frau, sich auch schriftstellerisch mit Ellenbogenstößen auf den Kampfplatz zu schieben. Sie verbraucht dadurch jetzt so viel, so entschuldig viel von ihrer intimsten Kraft zu ihren Wesens-Wiederholungen auf Papier. Wird sie dann, wenn man ihr persönlich naht, wirklich noch wie ein blühender Strauch wirken, der Rosen abwirft, oder erschöpft und verbraucht, wie Jemand, der Kostbareres, Unerseßlicheres fortgegeben hat als nur seinen blühenden Ueberschuß?

Ich entsinne mich der Stunde, in der mir diese Frage zum ersten Male aufstieg. Das war in Wien, in einem stillen, alten, vornehmen Gemach,

angefichts einer greifen Dichterin, der man wohl nie im Ton des Tadels vorgeworfen hat, daß sie „frauenhaft“ schriebe. Schreibt sie etwa männlich? Ach nein. Aber wenn man ihr in die tiefen, kugen kugen blickt und wenn man das unaussprechlich feine lächeln um ihre gütigen Lippen spielen sieht, dann weiß man plötzlich, wie wenig weiblich plauderhaft alle, alle ihre Dichtungen sind; wie wenig vom großen Reichthum in ihr selbst in den Worten dieser Dichtungen aufgegangen ist, wie am letzten Ende alle diese Papierblätter doch nur blaffen, feinen Rosenblättern gleichen im Verhältnis zum wurzeltiefen, unverwelklichen Baum, der sie abwarf und in alle Winde wehte. Diese Dichterin, der ich damals, voll von solchen Gedanken, die Hände küßte, war Marie von Ebner-Eschenbach.

Und Frieda von Bülow? Ja, sie denkt ja ganz anders darüber. Aber unsere Gedanken sind nicht das Letzte in uns, am Wenigsten in der Frau. Ich zähle sie nicht zu den Schriftstellerinnen, die sich in ihren Büchern ausgegeben haben und deren Weiblichkeit in ihnen literaturfähig wird. Ich zähle sie zu den tiefen Brunnen und blühenden Sträuchern und finde, daß sie sich deshalb recht gering schätzen muß. Mir erlaube sie dafür das Gegentheil.

Schmargendorf.

Lou Andreas-Salomé.



Der letzte Tag eines Verurtheilten.

So wichtig für das Studium des Verbrechers die Beschäftigung mit seinem Verhalten bei der Hinrichtung ist, so wenig hat diese tragische Szene die Phantasie der Künstler im Allgemeinen gereizt. Nur widerwillig haben die Künstler ihre Aufmerksamkeit und die der Anderen auf diese wilde und barbarische Art, „Gerechtigkeit zu üben“, gelenkt, und wo es geschehen ist, haben sie den weit verbreiteten Irrthum, der dem Verbrecher im Angesichte des Galgens oder Fallbeiles die Empfindungen und Sensationen eines normalen Menschen zumuthet, unterstützt, indem sie sich durch Autosuggestion an seine Stelle zu versetzen suchten.

Als Schiller in seiner „Maria Stuart“, Shelley in seiner „Beatrice Cenci“, und von den Zeitgenossen Giacosa in seiner „Dame von Challant“, Sardou in der „Lodca“ die psychische Agonie der Verurtheilten schilderten, begnügten sie sich mehr oder weniger mit den Angaben der vulgären Psychologie.

Das, was sie interessirte, war mehr das Verbrechen als die Bestrafung, mehr der Verbrecher als der Verurtheilte, der sich für sie in eine unpersonliche Nummer des Gefängnisregisters verwandelt hat.

Auch als Victor Hugo von der Größe der wirklichen oder vermeintlichen inneren Erlebnisse des Verurtheilten erschüttert wurde, der von der Blüthe seines Lebens in vollkommener Gesundheit gezwungen Abschied nimmt, schloß ihm der sichere Wegweiser direkter Beobachtung des Verbrecherlebens. Auch sein Jean Valjean ist nach der Schablone gezeichnet und außerdem Einer von Jenen, die die kriminalistische Anthropologie Pseudo-Verbrecher nennt. Kein Richter hätte, wie Grand in seiner „Philosophie des Strafrechtes“ einsichtig bemerkt, den Helden der „Gendern“ zum Gefängniß verurtheilt, weil er unter den Verhältnissen, die Victor Hugo beschreibt, ein Brot gestohlen hat: selbst das geschriebene Gesetz würde diese im äußersten Nothstande des Hungers begangene Handlung entschuldigend haben.

Eben nur dadurch, daß Jean Valjean kein Verbrecher ist, erklären sich sein Heroismus und sein Mitleid. Der beständige Altruismus seiner Handlungen kann allen ehrlichen Leuten sogar, d. h. den wirklich, nicht nur aus Scheu vor dem Staatsanwalt Ehrlichen, vorbildlich leuchten.

So künstlerisch berecht und schön die berühmten Blätter, die den Titel „Der letzte Tag eines Verurtheilten“ führen, sind, bieten sie doch nur oberflächlich und äußerlich Wahrscheinliches. Sie variiren aus der Phantasie des Autors, nicht aus experimenteller Beobachtung heraus, die Vorstellung, daß die Guillotine der einzige Gedanke des zum Tode Verurtheilten sei und eifersüchtig jede andere Idee oder Empfindung in seinem Geist unterdrücke. Diese Vorstellung ist aber falsch.

Überall, wo die Todesstrafe überhaupt noch besteht, trifft sie nur geborene Verbrecher oder gänzlich Verthierte, nicht Verbrecher aus Leidenschaft oder Gelegenheitverbrecher. Die zum Tode Verurtheilten sind also immer anormal — ob nun ihre Entartung Schuld oder Wahnsinn genannt wird — und die gleiche Anomalie, die sie zum Verbrechen geführt hat, bringt in ihnen angesichts des Todes psychologische Manifestationen hervor, die von der Norm, wie sie sich Künstler oder Publikum vorstellen, wesentlich abweichen.

Die Gerichtsannalen enthalten zahlreiche Dokumente von Apathie der Mörder im Augenblick ihrer Hinrichtung. Diese Apathie nennen die Unerfahrenen Muth, die kriminalistische Psychologie sieht darin einen Beweis für die kongenitale Fühllosigkeit der Verbrecher, einen Beweis ihrer allgemeinen moralischen und physischen Anomalien.

Als ich mich im Jahre 1889 zum zweiten kriminal-anthropologischen Kongress in Paris befand, erfuhr ich, daß am Morgen des siebenzehnten August zwei der „Mörder von Auteuil“ hingerichtet werden sollten, und ich entschloß mich, meinen Widerwillen dem Wunsche — oder vielmehr der Pflicht — zu opfern, einmal dem schrecklichen Schauspiel einer Hinrichtung beizuwohnen.

Den schenlichen Prozeduren des Mittelalters: der Peinlichen Frage, den Zangen, geschmolzenem Schwefel und geschmolzenem Blei, Rad und Viertelheilung, gleichsam einem Wettstreit der Grausamkeiten zwischen dem Richter und dem Riffthäter, sind seit dem vorigen Jahrhundert der Galgen, die Garotte, die Guillotine und in Nordamerika, seit der Annahme eines von dem Abgeordneten Elbridge T. Gerry vorgeschlagenen Gesetzes, die Tdtung durch Elektrizität gefolgt. Dort ist im Jahre 1888 in Edisons Laboratorium vor einer Spezialkommission zum ersten Male eine Maschine vorgeführt worden, die an Thieren probirt wurde,

ehe sie an Verurtheilten zur Anwendung gelangte. Doch verlangte der Mechanismus, der den Körper dem tödlichen Kontakte aussetzt, umständliche Vorbereitungen. Der Verurtheilte wird auf einen Stuhl gesetzt, gefesselt und dann wird ihm eine Kappe angelegt. Zweifellos ist, wenn die Todesstrafe beibehalten werden soll — ich will diese Frage hier nicht erörtern —, das bligartige Niederschlagen mit Hilfe der Elektrizität allen älteren Hinrichtungsgarten vorzuziehen, auch dem Vorschlage, den Verurtheilten zu vergiften, um ihm die Marter der psychischen Agonie zu ersparen und um das öffentliche Blutvergießen zu vermeiden.

In England hängt man im Gefängniß, in Anwesenheit einer nur kleinen Zahl von Beamten und Zeitungberichterstatlern, während die Menge vor dem Gefängniß das Aufziehen der schwarzen Fahne erwartet, das anzeigt, „der Gerechtigkeit sei Genüge geschehen.“

In Frankreich schreibt das Gesetz die Oeffentlichkeit vor. Die pariser Richtstätte befindet sich auf dem Platze zwischen dem Gefängniß „Grande Roquette“ und der „Petite Roquette“, dem Korrektionshaus für Minderjährige.

Das Publikum wird durch die Garde municipale zu Fuß und zu Pferde in angemessener Entfernung gehalten und sieht nicht viel. Ein Platz am Thor der „Grande Roquette“ wird auf Grund besonderen Erlaubnißscheines 200 bis 300 Personen, Journalisten und Neugierigen, freigegeben. Diese wohnen der langen Exposition und der schnellen, blutigen Peripetie des Dramas aus nächster Nähe bei. Doch auch sie erfahren nichts von den Vorgängen im Innern des Gefängnisses und harren ängstlich des Augenblicks, wo der Verurtheilte, dessen Blick sich sofort auf das dreißig Schritt von ihm entfernte blinkende Beil richtet, auf der Schwelle des Gefängnisses erscheint.

Ich wünschte, dem Erwaehen und der Toilette beizuwohnen, und meine Bitte wurde vom Generaldirektor des Gefängnisses gewährt.

Ein Polizeieinspektor, den man mir zur Verfügung gestellt hatte, weckte mich um Mitternacht. Wir brachen auf, nachdem wir einen starken Kaffee genommen hatten, und schlugen die Richtung nach der Roquette ein. Je mehr wir uns von dem Centrum der Stadt entfernten, desto zahlreicher wurden die Gruppen, die sich auf das selbe Ziel zu bewegten.

Keine Zeitung hatte die Hinrichtung im Voraus gemeldet und doch hatte die Nachricht sich durch die Stadt verbreitet. Das Verbrechen von Auteuil hatte Aufsehen erregt und man rechnete auf das seltene Schauspiel einer Doppel-, vielleicht gar dreifachen Hinrichtung und erwartete, einer der beiden Mörder würde der Hinrichtung des anderen zusehen müssen.

Diese Dual sollte — auf Anordnung der Regierung — dem wildesten der beiden Verurtheilten, dem einarmigen Sellier, erspart werden; ein Dritter, ein gewisser Mocrant, war begnadigt worden, obwohl er das Opfer, nach der Behauptung des Inspektors, am Reißsen gemartert hatte. „Uebrigens“, fügte Dieser hinzu, „sind in den Verbrecherbanden die Minderjährigen fast immer grausamer als ihre Komplizen, weil sie sicher sind, den Kopf nicht zu riskiren.“

Sie hatten, vier Mann, in einer Frühlingsnacht ein Haus in Auteuil geplündert, das sie für unbewohnt hielten.

Als sie die Treppen hinuntergingen, bemerkten sie im Gelage des Portiers einen jungen Mann, der vor Angst unter die Bettdecke gekrochen war. Ob-

gleich sie von ihm nichts zu befürchten hatten, beschlossen sie, ihn zu töten, und gingen wie Kanibalen zu Werke. Auf Mécraut's Rath erschreckten sie ihn durch Beschrei noch mehr, und nachdem sie sich an seiner Todesfurcht genügend geweidet hatten, brachten sie ihm unzählige Wunden mit ihren Messern bei und erdrosselten ihn am Ende.

Als sie das Haus bei Tagesanbruch verließen, dachten sie nicht einmal daran, ihre umfangreiche Beute zu verstecken. Der erste Polizeibeamte, dem sie begegneten, hielt sie als Diebe an. Es gelang ihm, Einen zu verhaften, und dieser Eine gab in der Untersuchung seine Mitschuldigen preis.

Ihr Prozeß kam vor das Schwurgericht, wo sie den äußersten Cynismus zur Schau trugen; sie beschuldigten sich gegenseitig und schonten nur den Vierten, einen gewissen Catelain, mit dem sie unsauberen Geschlechtsverkehr unterhalten hatten. Er erhielt, obwohl rückfällig, mildernde Umstände zugebilligt und wurde zu zwanzigjähriger Deportation verurtheilt.

Gegen die drei Anderen, ebenfalls Rückfällige, wurde auf Todesstrafe erkannt. Zwei von ihnen, Morto, italienischer Unterthan (26 Jahre alt) und Sellier (30 Jahre alt), waren richtige Verbrechertypen; der Dritte, der einer wohlhabenden Familie angehörte und kaum 20 Jahre zählte, der bereits erwähnte Mécraut, war eher ein Entarteter.

Ich beurtheile sie so, nicht allein nach ihrer That und nach dem Prozeßbericht, sondern auch nach ihren Photographien, einem Geschenk Verillons. Es ist bekannt, daß dieser Beamte in Paris ein ausgezeichnetes Bureau anthropometrischer und photographischer Identifikation leitet, das von der Polizeipräfektur ressortirt. Ich sollte also Morto und Sellier sterben sehen, die seit über vierzig Tagen verurtheilt waren und sich vergeblich bemüht hatten, ihre Begnadigung durchzusetzen.

Wir waren um 1 Uhr morgens auf der Place de la Roquette; die Einrichtung war offiziell auf 4 Uhr 55 Minuten festgesetzt. Während wir auf das Eintreffen der Guillotine warteten, die nach 2 Uhr kommen sollte, mischten wir uns, mein Begleiter und ich, unter die auf dem Platz und auf den umliegenden Straßen schon sehr zahlreich versammelte Menge.

Sie bestand hauptsächlich aus Leuten, die der selben Kategorie wie die beiden zum Tode Verurtheilten angehörten; mein Begleiter bezeichnete mir jeden Augenblick einen ihm bekannten Verbrecher oder einen an der charakteristischen schwarzen Mütze kenntlichen Zuhälter.

Auch viele Weiber waren anwesend, deren abstoßende Physiognomien die Merkmale physischer und moralischer Entartung trugen.

Die widerwärtige Lustigkeit dieses Pöbels und seine cynischen Redensarten bildeten für mich das qualvollste Präludium des schrecklichen Schauspiels.

Fast alle Gespräche galten der Haltung zum Tode Verurtheilter im Angesicht der Guillotine. Franzini war für diese Leute der Gegenstand einhelliger Bewunderung; man erinnerte an seine ruhige und kalte Miene und seine scheinbare Gleichgiltigkeit; man verglich ihn mit Prado, mit Géomay, mit Marchandon und mit noch anderen erst kürzlich Guillotinierten.

Und zwischen zwei Anfällen eines bestialischen Lachens, in einem für mich oft unverständlichen, meinem Gefährten aber wohlbekannten Jargon, stellte man

Prophezeiungen an und entwirrt Wetten über die wahrscheinliche Haltung von Alorto und Sellier. Viele urtheilten richtig: Sellier, der wildeste der vier Mörder, mußte sich auch angefißt des Todes als der cynischste zeigen.

Auf dem Plage der „Gäste“ war der Inhalt der Gespräche, wenn die Form auch weniger brutal war, der selbe. Ich habe von der ganzen Menschenmenge kein Wort, auch nicht ein einziges, gehört, das von Interesse für das Opfer zeugte. Ich dachte an den Ermordeten und der Gedanke an sein Entsetzen und sein Martyrium diente mir als wirksames Gegengift gegen die fieberhafte Erregung und das Grauen, in dem ich mich befand.

Um zwei Uhr erschienen, von Gendarmen zu Pferde eskortirt, die beiden plumpen, schwarzen Wagen vor der Grande Roquette, die die Guillotine und „Monsieur de Paris“ mit seinen Gehilfen absetzten. Sie sind sämmtlich im Gehrock und tragen hohe Cylinderhüte.

Das ist die erste „Zerstreuung“, die dem Publikum geboten wird. Die Szene ist phantastisch. In der schönen Sternennacht, die von einer erquickenden Brise durchweht wird, wirkt das Aufstellen der einzelnen Stücke der Guillotine besonders schaurig. Die Arbeit geht ohne ein anderes Geräusch als vereinzelte Hammerschläge vor sich; man sieht die Gehilfen, in unregelmäßigen Zwischenräumen, beim Licht einer Laterne, die den klaffen Reflexen des Gases, die auf die Menschen fallen, nicht viel Licht zuführt.

Die Guillotine, die, nebenbei bemerkt, weit vor dem Dr. Guillotin existirte (ein Modell findet sich in dem Buche von Bocchi: *Symbolicarum quaestionum*, Bologna 1573) hatte früher drei Stufen unter dem Ausschnitt, auf dem der Hals des Verurtheilten einen kurzen Augenblick liegt.

Diese Stufen sind entfernt worden. Heute besteht sie aus drei rechtwinkligen Stücken von etwa einem Meter Breite und drei Metern Länge, die je aus vier dicken, viereckigen Bohlen gebildet werden.

Zwei dieser kreuzförmig aufgestellten Stücke werden im Pflaster befestigt. Das dritte erhebt sich wagrecht über dieser Basis und trägt an seinem obersten Ende, drei Meter vom Erdboden, das dreieckige Messer. Ich habe gesehen, wie Deibler dieses Messer mit unendlicher Vorsicht aus einem Sammetetui nahm.

Das Messer wird oben durch eine Feder festgehalten. Man läßt es fallen, indem man an einer Schnur zieht. Es gleitet mit mattem Geräusch in den Fugen der beiden Balken herunter und man zieht es mit einer anderen Schnur wieder hinauf. Gegenüber diesem Gerüst, auf der Seite des Gefängnisses und etwa einen Meter von dem Messer entfernt, sind zwei andere, aber kürzere Parallelbalken errichtet, zwischen denen eine Planke von einem Meter Breite in Manneshöhe angebracht ist. In einer schnellen Folge methodischer Handlungen wird der Verurtheilte, wenn er seinen Kerker verläßt, vor diese Planke geführt. Sein Kopf wird mit Gewalt von einem Gehilfen heruntergedrückt, seine Füße werden von einem anderen Gehilfen aufgehoben und eine rasche Handbewegung streckt ihn auf das Brett, so daß sein Kopf direkt unter dem Messer liegt. Der Scharfrichter überzeugt sich, daß er die Öffnung genau füllt, und läßt das Messer fallen.

Das Alles wurde mir von dem Inspektor erklärt, während man das Schaffot aufschlug. Was mich betrifft, so habe ich zwei Stunden später eine Reihe sehr schneller Handgriffe und . . . ein blutiges Beil gesehen.

Noch Eins: ein Korb ohne Deckel wird gerade unter dem Messer auf die Erde gestellt; einen Augenblick, sagte mir der Inspektor, wird der zweite der Verurtheilten den abgetrennten Kopf seines Complicen darin erblicken. Neben der Guillotine erwartet ein anderer großer, verdeckter Korb den Beichnam des Dingerichteten.

Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr, eine Stunde, bevor die beiden Verbrecher geweckt wurden, war das Schaffot errichtet.

In diesem Augenblick betraten wir den Kerker, wo sich zwei Priester und zwei höhere Beamte des Justizministeriums zu uns gestellten.

Ich habe dort zum ersten und hoffentlich auch zum letzten Male in meinem Leben den plötzlichen Todeskampf zweier Menschen gesehen, von denen der eine, so zu sagen, schon tot war, bevor ihm noch der Kopf abgeschlagen wurde.

Alle Einzelheiten dieser stummen Szene sind mir gegenwärtig. Ich sehe noch jetzt die Gänge des öden Gefängnisses vor mir und in dem ungewissen Schimmer der Morgenröthe diese beiden Wesen — das eine entsetzt, das andere cynisch —, die ich, gleichsam wie im Traum, von ihrem letzten Erwachen bis zum Tode begleitet habe.

Während ich auf den Direktor wartete, blieb ich einen Augenblick bei dem Portier stehen und ließ mir Etwas über die letzten Tage der Verurtheilten mittheilen. Sellier, erzählte er, hatte nichts von seiner guten Laune verloren. Er rauchte jeden Tag für fünf Sous Tabak, spielte Karten und machte seit einer Woche über seinen letzten Tag Wipe. Da er wiederholt rückfällig war, so hatte er sich über sein Schicksal keine Illusionen gemacht. Ich wußte schon von Vertillon, daß Sellier, als man ihn im Bureau der anthropometrischen Feststellungen vorgeführt hatte, lächelnd eine sehr bezeichnende Geste nach seinem Hals machte, während man das Maß seines Kopfes nahm. Er zweifelte nicht.

„Er ist äußerst stark,“ sagte mir der Gefängnißwärter, „und obwohl ihm der rechte Vorderarm fehlt, ist er schrecklich, wenn er in Born geräth. Er hat seine Eltern kommen lassen, nur weil Rôcrant häufig Besuch von seiner Mutter erhielt. Der Vater, ein braver Bauersmann, weinte und wurde fast ohnmächtig, als er ihn wieder sah; die Mutter hat sich stärker gezeigt. Sellier sagte ihnen die ganze Zeit über: ‚Es ist nicht der Mühe werth, Euch so aufzuregen. . .‘ Dann erkundigte er sich nach dem Dorf und nach der Ernte.“

Seit dem vierzigsten Tage nach seiner Verurtheilung glaubte er jeden Morgen, zum letzten Male geweckt zu werden, und eine einzige Sorge quälte ihn (ein charakteristisches Symptom): er wollte wissen, ob er einen Todesgefährten haben oder ob er allein sterben würde.

Seinen Schließern erzählte er seine Träume. Mehrmals hatte er sich schon „geköpft“ gesehen; schließlich glaubte er, schon „die Wittve geheirathet“ zu haben. Die Guillotine ist nämlich im Verbrecherjargon die „Wittve“ der Dingerichteten.

Sellier hatte selbst folgendes ironische Testament geschrieben: „Ich hinterlasse meinem Freunde Le Baigneur Alles, was sich nach meinem Tode in meiner Zelle vorfinden wird. Gegeben am sechzehnten August. Sellier.“

Es blieb aber nichts in der Zelle und Le Baigneur mochte dem Rumpan, der die Polizei auf ihn aufmerksam machte, wohl nicht allzu dankbar sein.

Er schrieb außerdem Verse, deren Original ich mir nicht verschaffen konnte; doch selbst in der gemilderten Form, in der ich sie erhielt, bilden sie ein interessantes Dokument der kriminellen Psychologie. Ich werde sie ohne Kommentar wiedergeben; es genügt, sie zu lesen, um darin den kongenitalen Mangel oder die Atrophie des Moralsinnes wiederzufinden, die das Gewissen der Mörder kennzeichnet:

Derniers adieux.

Allorto lui, c'est un' canaille,
C'est vral que j'suis canaille aussi;
Mécrant ça n'est qu'un rien qui vaille,
On dit que je l'suis autant qu' lui:

L'plus chouett' des quatre c'était Catalain
Qu'avait pas pour deux liards de vice;
Mais il n'a pas été malin
De s'êtr' fait choper par la police.

Il en a pour vingt ans d'nouvelle
On n'en revient pas de c'pat'lin-là
Mals l'on part avec sa donzelle*)
C'est tout c'qu' y faut pour vivre là-bas.

Tandis que Bibi et Allorto
Et Mécrant, quoiqu' ea le r'bute,
Nous faudra aller sur la butte
Porter notre poire à Charlot.

Allorto dagegen war traurig und weinte oft seit seiner Verurtheilung. Er zeigte sich auch sehr weich und fragte seine Schließer, ob die Guillotine weh thäte. Sein Schlummer war stets unruhig und manchmal blieb er die ganze Nacht wach; dann lief er in seiner Zelle auf und ab. Alle diese Einzelheiten erinnern an den Helden des „Besten Tages eines Verurtheilten“. Allorto schien unter der beständigen Zwangsvorstellung des Hinrichtungsofens zu leiden. Daher konnte er auch nicht, wie Sellier, ein geborener Verbrecher sein; er war einer jener Menschen, deren moralische Empfindlichkeit langsam in einem verdorbenen Milieu verkümmert, im Verkehr mit lasterhaften Kameraden und in langen Einkerkelungen fast gänzlich erloschen ist, beim Herannahen des Todes aber aufs Neue erwacht.

Gegen vier Uhr holte mich der Direktor ab. Er führte mich in sein Arbeitszimmer, dann in den Archivaal, wo ich der Eintragung des Todesvermerks der beiden Delinquenten in das Gefängnißregister beiwohnte:

„17. August 1789. Totenschein von Désiré J. B. Sellier, dreißig Jahre

*) Man deportirt nämlich auch Verbrecherinnen, die sich mit den Sträflingen verheirathen.

alt, geboren . . . u. s. w., wohnhaft u. s. w. . . . , angeblich Junggeselle, gestorben heute morgens um fünf Uhr, Rue de la Roquette No. 168. Unterzeichnet: Royer, Stabesbeamter des ersten Arrondissements. Haroch, Registrar, und Creuzille, Quisier am Appellationsgerichtshof."

Während ich lese, wird meine Schulter von einem Manne gestreift, dessen Unterschrift zur Legalisirung des Dokumentes gleichfalls nothwendig ist: dem Scharfrichter Deibler. Ich mußte eine Bewegung des Widerwillens niederzwingen. Er sah ruhig und ziemlich banal aus: mittlere Figur, leichtes Hinken, rothe und krumme Nase.

In dem selben Augenblick kommen der Untersuchungsrichter, den man in Erwartung einer letzten Enthüllung der Verurtheilten hinzugezogen hatte, und der Chef der Sicherheitspolizei, Goron, ein blonder junger Mann von energischem und intelligentem Gesicht. Er theilt mir mit, daß die Verurtheilten diesmal nicht gegen die Autopsie ihrer Leichname Einspruch erhoben haben und daß ihre Köpfe nach einer Proforma-Beerdigung auf dem Kirchhof von Juvy nach der Anatomie überführt werden würden.

Zwei Tage vorher hatte der Anthropologenkongreß den Wunsch ausgesprochen, die Leichen der Verbrecher zu studiren, und auf Intervention der Behörden hatte eine kurze Unterredung des Beichtvaters der Roquette mit den beiden Unglücklichen verhindert, daß sie nach dem Beispiel von Prado und Prangini einen Protest dagegen unterzeichneten.

Dieser Beichtvater, Abbé Fauro, erschien kurz darauf: klein, dick, mit rundlichem Gesicht und der Miene eines Mannes, der an seinen schmerzlichen Dienst gewöhnt ist. „Das ist die zwölfte Hinrichtung, der ich bewohne,“ sagte er ruhig zu einem großen, mageren, blassen und sympathischen Lazaristen, der ihn begleitete. Dieser war im Gegentheil von der Mission sehr erregt, die er zum ersten Male erfüllte. Jeden Augenblick schloß er sein Brevier, erhob sich nervös, trockenete sich die Stirn und bat, das Fenster zu öffnen; er schien nahe daran, ohnmächtig zu werden. Abbé Fauro sprach ihm Muth zu; ich sah sogar, wie er ihm aus dem silbernen Becher zu trinken anbot, den gleich danach die blutleeren Rippen Mortos berühren sollten.

Es ist Zeit, die Verurtheilten zu wecken. Wir sind sieben bis acht Personen, die den Direktor mit seinen sechs Gefängniswärtern zu Mortos Zelle begleiten. Er schläft; bei der leichten Berührung des Direktors richtet er sich von seinem Lager auf, reißt seine grauen Augen auf, wird kreideweiß und öffnet halb den Mund, während die Lippen sich verfärben. Der Direktor sagt: „Ihr Gnadengesuch ist verworfen worden . . . Muth!“

Statt jeder Antwort wendet er sich zur Wand und murmelt, die Faust ballend: „Meinetwegen!“ Dann erhebt er sich, in Schweiß gebadet, und die Wärter helfen ihm, seine Strümpfe und sein Beinleid anzuziehen.

„Ich schwitze; ich brauche kein Feind.“ Er zog es aus und behielt nur seine Unterjacke aus grober Baumwolle an.

„Werde ich allein sterben?“ fragt er den Direktor, der ihm keine Antwort giebt.

Der Abbé bietet ihm ein Glas Cognac an; er gießt es in einem Zuge

herunter, dann antwortet er mit noch ziemlich fester Stimme auf eine Frage des Beichtvaters: „Aber ich habe ja gar nichts zu bereuen; ich habe den Gärtner nur geknebelt. Ich habe ihn nicht getödtet.“

Zwei Schließer packen ihn, helfen ihm vorwärts und wir brechen auf.

Als wir an einer benachbarten Zelle vorübergehen, bricht Allorto das tiefe Schweigen und ruft: „Adieu, Charles; guten Tag . . . ich gehe . . . Du weißt, ich habe mir nichts vorzuwerfen.“ Hinter der Wand hört man ein leises, verworrenes Gemurmel, eine Art Klage. Das war Nécrant, der von der Umwandlung seiner Strafe noch nichts wußte.

Wir befinden uns in dem Zimmer, in dem die „Toilette“ Allortos vorgenommen wird. Man setzt ihn auf einen Stuhl, bindet ihm die Hände auf den Rücken, legt ihm Fesseln an die Beine, um ihn zu hindern, zu große Schritte zu machen, und schneidet ihm seine Wolljacke bis zu den Schultern aus.

Nachdem sie diese Arbeit schnell besorgt haben, werfen ihm die Gehilfen sein Jacket über die Schultern und führen ihn in ein Nebenzimmer, dem Korridor gegenüber, aus dem Sellier bald herauskommen wird.

Allorto verbrachte hier einige Minuten. Er trank gierig drei Gläser Biqueur, die ihm der Lazarist reichte, und starrte uns die ganze Zeit über mit seinen bereits glasigen Augen an. Er bemühte sich vergeblich, auszuspudden; ein konvulsives Zucken bewegte seine Lippen. Ich sah ihn mehrmals mit automatischer Bewegung den Mund auf ein Kreuzifix drücken, das ihm der Priester vorhielt, und hörte, wie er sagte: „Ja, ich bin katholisch und glaube an Gott.“

Dann wackten wir Sellier, nachdem wir auf den Fußspitzen zwei bis drei Gänge durchschritten hatten. Er war bereits aufgestanden und sah trotz seiner fahlen Blässe ziemlich gleichgiltig aus. Er erwidert dem Direktor, der ihn ermahnt, Ruth zu haben: „Ruth? Den haben wir!“ Dann verlangt er zu trinken.

Der Mann ist stark und groß und macht einen wahrhaft schrecklichen Eindruck: Stiernacken, grobes Gesicht mit riesigen Backenknochen, große Ohren.

Nachdem er den Cognac getrunken hat, kleidet er sich an, ohne einer Hilfe zu bedürfen, und verlangt eine Cigarette; der Direktor hat keine.

Er bittet, einen Augenblick mit dem Abbé Faure allein gelassen zu werden; darauf wendet er sich mit seinem gewöhnlichen Schritte dem „Toilettenzimmer“ zu; er bittet nochmals um Cognac und meint: „Oh, ich werde nicht den Lutterich bekommen; ich weiß Bescheid!“

In dieser letzten Stunde, ja, bis zu seinem letzten Augenblick scheint er im Banne der fügen Idee zu stehen, sich tapfer zu zeigen, um beim Publikum, wie Franzini, den Ruf eines muthigen Mannes zu hinterlassen. Alle seine Worte und Handlungen waren auf diesen Effekt berechnet: sowohl die Cigarette wie sein häufiges ironisches Lächeln. Sein Benehmen bildete einen prinlichen Gegensatz zu dem Todeskampf Allortos und machte auf uns weniger Eindruck.

Das ist keine bewusste Willensanstrengung, durch die man zu dieser physischen und moralischen Fühllosigkeit gelangt. Sie ist das Charakteristikum gewisser Verbrecher und erklärt auch die kalte Grausamkeit ihrer Thaten. Sie ertragen Wunden und chirurgische Operationen gleichgiltig, die für Andere sehr schmerz-

haft sind. Diese „Unverwundbarkeit“ und Tapferkeit gewisser Briganten ist ein physiologisch und psychologisch ganz anderer Zustand als die Seelenruhe des Märtyrers, der für ein ehrenhaftes und großes Ideal gefaßt auf dem Schaffot oder im Kriege endet.

Selliers „Toilette“ ging ohne Zwischenfall zu Ende und der Henker und seine Gehilfen kehren zu Alorto zurück.

Man hebt ihn in die Höhe und stützt ihn . . . Er geht mit unbewußter, automatischer Bewegung, mit wackelndem Kopf vorwärts. Die frischere Luft des Korridors belebt ihn ein Wenig und er geht jetzt allein, wobei er mit kleinen Schritten die Beine nachschleppt . . . Im Tageslicht erscheint sein Gesicht grün; er ist bereits mehr tot als lebendig.

Die Thür öffnet sich und in einer schnellen Folge schrecklicher Sensationen bemerke ich Alorto auf der Planke ausgestreckt; ich höre den dumpfen Schlag des Richtbeiles, sehe einen Leichnam, dessen Beine von konvulsivischem Zucken bewegt werden, und die Besten der Gehilfen, die den Körper in den großen Korb werfen und den Deckel zuklappen. Ich hatte Alkohol bei mir, goß einige Tropfen hinunter, um mich zu stärken . . . und sah, wie Döbler die Schneide mit einem Schwamm abtrocknete, bevor er sie wieder hinauszog.

Diese Kleinigkeit widerte mich noch mehr als alles Uebrige an und ließ mich den Abscheu vor diesem brutalen und albernen Mittel, Gerechtigkeit zu üben, noch tiefer empfinden. Ich kann und will hier nicht über die Todesstrafe diskutieren: sie sollte in keiner civilisirten Gesellschaft geduldet werden. Wie kann man die öffentliche Enthauptung für abschreckend halten?

Wir kehren wieder zu Sellier zurück, der sich erhebt, uns Alle anschaut und sich ohne Hülfe und mit gleichgültiger Miene in Bewegung setzt.

Ich befand mich ganz in seiner Nähe, als man die Thür öffnete, und hörte, wie er zu dem Oberaufseher mit lauter Stimme sagte — jedenfalls in der Hoffnung, von dem Publikum des „reservierten Platzes“ gehört zu werden —:

„Man verläßt das Erbsenhotel, aber in merkwürdigen Schuhen.“

Er stand bei der Guillotine. Er betrachtete sie, umarmte, nachdem er einen Blick auf seine Umgebung geworfen, den Priester, während er zu ihm sagte: „Biel Glück!“ . . . Und zum zweiten Male hörte ich den dumpfen Schlag des Messers und sofort darauf sah ich die beiden blutleeren Köpfe der Hingerichteten, die man von dem kleinen Korb in den großen hinüberwarf. Jedenfalls hat die vollständige und augenblickliche Anämie des Gehirns auf der Stelle jeden Schimmer des Bewußtseins ausgelöscht.

Ich durchschritt den Wall der Polizeibeamten und entriß mich, entsetzt und entnerot, diesem barbarischen Schauspiel, dessen ich mich stets als des größten Opfers erinnern werde, das ich meinen Studien des Verbrechens, dieser so unendlich schmerzlichen Form des menschlichen Elends, gebracht habe.

Fiesole.

Professor Enrico Ferri.



Was ist Weltgeschichte?

„Hier, Freund, kommt, hier giebt's Materie für unsre
Weltgeschichte. Ihr habt doch Euer Buch bei Carl?“
Ludwig Tiedt, Der gestiefelte Kater.

En der Sitzung der sächsischen Landessynode vom vierzehnten Oktober 1896 that der kürzlich verstorbene Oberhofprediger D. theol. Meier den bemerkenswerthen Ausspruch: „Wir leben in einer Zeit der Geschichte im doppelten Sinne: in einer Zeit, wo Geschichte gemacht und erlebt wird, und in einer Zeit, wo Geschichte geschrieben und die Geschichtschreibung mit ganz besonderer Hingebung und Eifer gepflegt wird.“ Dieser Charakteristik unserer Zeit scheint das Urtheil zu widersprechen, das ein „deutscher Historiker“ in Velhagen & Klasing's Monatsheften 1897/98, Heft 7, fällt; aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Er sagt: „Wir leben ganz erschützlich in einer Zeit, in der sich eine lebhafteste Wiederannäherung zwischen der Geschichtswissenschaft und der gebildeten Leserkwelt vollzieht... Es mußte weithin empfunden werden und wird jetzt noch nachempfunden, daß bis vor ganz Kurzem die gebildete Leserkwelt und die eigentlichen tüchtigen und maßgeblichen Historiker durch eine Art Mauer, und zwar in gewisser Beziehung geradezu durch eine chinesische Mauer, von einander geschieden waren. Nur die ganz großen Historiker, die Ranke, Sybel, Treitschke, trifft Dies nicht mit; sie schufen Werke, die aus dem Vollen und Neuen heraus die Wissenschaft jedesmal ein bedeutendes Stück voranbrachten und dennoch auch demjenigen Leser, der nicht vom Fach war, in reichem Maß Erhebung, Genuß und Anregung brachten, die nicht erst vermittelt zu werden brauchten... Aber ziemlich unmittelbar hinter ihnen begann die Kaste, das Mandarinenthum. Wohl war, so gut wie je, auch jetzt das regste Leben, die größte Emsigkeit auf dem weiten Arbeitsfelde der Geschichte vorhanden. Aber wer sich als Laie der großen Centralwerkstätte näherte, die man einigermaßen zutreffend mit der waigischen Schule identifiziren kann, Der vernahm allerdings mehr als genug das eifrige, mannichfaltige Klopfen, Kraxen und Schaben, sah das vielhändige Hin- und Herreichen des Materials und all das gewichtige, sorgfältige Hantiren damit, jedoch alles Das, ohne daß er entsprechend viel wirklich fertig werden sah. Die Fabrik produzirte eben gar nicht für die Ausstattung schöner Läden und Schaufenster, sondern auf lange Sicht für ihre Lagerhäuser oder, um das Bild etwas enger zu fassen, die Erzeugnisse der großen Lohgerberei wanderten direkt in die Bibliotheken.“ Das sind nicht gerade gewählte Ausdrücke, aber sie treffen im Großen und Ganzen das Richtige. In der That: es war ein geistiger Hochmuth eingegriffen, dem es als Todsünde galt, die Errungenschaften der Forschung

weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Wer dieser Sägung Trost zu bieten und in unmittelbarem Verkehr mit dem Publikum zu treten wagte, Der war verdammt. Anathema sit! vernahm der Kühne, der die Früchte der Wissenschaft in genießbarem Zustande dem Volke zu reichen begehrte. Und versuchte nun gar Einer, die Ergebnisse von Einzelstudien zusammenfassend zu verarbeiten, so gerieth die ganze Schaar der Spezialisten in Bewegung. Solch ein Betrieb sei überhaupt nicht Geschichtschreibung, erscholl es dann aus allen Winkeln; wie dürfe ein Einziger wagen, das gesammte Mittelalter in einer Schilderung zu bieten? Ueber jeden der so und so vielen Römertage bündereiche Werke zu schreiben, war das Ideal dieser Historik. Ich will mich nicht allzu lange bei diesem unwürdigen Zustand unserer deutschen Geschichtswissenschaft aufhalten, — was ich sagte, mag wie Uebertreibung klingen und ist es doch nicht; genug, wir haben zum Theile heute noch darunter zu leiden. Immerhin aber ist der allgemeine Zug der Disziplin dem Zeitgeiste gefolgt. Das jetzige Ziel ist nicht etwa Verwässerung wissenschaftlicher Arbeit, sondern im edelsten Sinne des Wortes populäre Darstellung. Die Deutschen sind an der Arbeit, die unzähligen Lehren, die sie auf den weiten Feldern der Geschichte gesammelt haben, in Garben zu fassen. Und konsequent bleiben sie nicht dabei stehen, die Geschichte eines einzelnen Volkes, eines einzelnen Zeitalters in ihren wesentlichen Zügen nach dem Stande der heutigen Wissenschaft vorzuführen, sondern wagen sich an die höchste Aufgabe: an die Geschichte der Menschheit.

Nun giebt es aber doch schon eine ganz erkleckliche Anzahl von „Weltgeschichten“: ist also die Aufgabe nicht schon längst gelöst? Rein. Wohin wir auch blicken, sei es auf Becker, Schloffer, Spamer oder Weber, sei es auf Duden oder Lavisse und Rambaud, überall haben wir nur einen willkürlich herausgegriffenen und künstlich zugestutzten Ausschnitt aus der wirklichen Welt vor uns. Und nicht genug damit, daß man, den klassischen Vorbildern eigentlich nur in der zeitlichen Ausdehnung des Stoffes überlegen, dem Leser die Geschichte der ferner stehenden Glieder der Menschheit vorenthält, versucht man auch noch, das Manko zu verschleiern und jede etwa auftauchende Kritik von vorn herein mundtot zu machen. So spricht sich ein der neuen Richtung sonst freundlich gesinnter Berufsgenosse in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik“, 1898 in folgender Weise aus: „Was die Bezeichnung Weltgeschichte betrifft, so wird darunter die Geschichte der Völker verstanden, die wir als Kulturvölker betrachten, die irgendwie zur heutigen Weltkultur beigetragen haben. Es ist zwar gegen diese Bezeichnung Widerspruch erhoben (damit ist meine Abhandlung über den Begriff der Weltgeschichte im sechzehnten Bande der „Zukunft“ gemeint) und verlangt worden, daß eine Weltgeschichte im eigentlichen Sinne

sich eingehend auch mit den Schicksalen der Hottentotten und Suaheli beschäftigen müsse, und zwar nicht blos und nicht erst dann, wenn diese Stämme mit europäischen Kulturvölkern in freundliche oder feindliche Beziehungen treten. Ich gestehe, daß ich diesen Streit als einen leeren Wortstreit ansehe, und halte es für richtig, daß dem Worte ‚Weltgeschichte‘ sein bisheriger Sinn bleibe und für eine den neuen Forderungen entsprechende Geschichtsdarstellung, falls sie sich schon durch den Namen von der alten Weise unterscheiden will, lieber eine neue Bezeichnung, etwa ‚allgemeine‘ oder, wenn Das lieber ist, ‚universale Völkergeschichte‘ gefunden werde.“ Damit giebt man zu, daß sich Inhalt und bisherige Bezeichnung nicht recht decken; aber dem einmal eingeführten und beliebten Namen zu Liebe wird das neue Ziel von oben herab behandelt und Dem, der es vertritt, der wohlmeinende Rath ertheilt, sich ja nicht etwa in die Domäne Anderer zu begeben, sondern sich mit einem gütigst überlassenen Nachbargebiete zu begnügen. Anstatt ruhig zu bekennen: Wir fühlen zwar die Lücke, haben aber die Bezeichnung gebraucht, weil sie im Schwange war, sucht man seine Verlegenheit durch Zurückweisung des Richtigen zu verbergen. Darüber bin ich mir ja vollkommen klar, daß auch für den Versuch, die Geschichte der gesammten Menschheit in einer einzigen Darstellung zu bieten, der Ausdruck „Weltgeschichte“ um ein recht großes Stück zu hoch und zu weit greift; um so mehr glaube ich, daß alle früheren sogenannten Weltgeschichten ihren allzu viel versprechenden Titel ohne jede Berechtigung führten. Doch: Raum für Alle hat die Erde! „Die Wissenschaft ist wie ein großes Feuer, das in einem Volke unablässig unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekannt sind. Der Eine gehört zu Denen, welche die Pflicht haben, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen. Andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten zu tragen. Jeder, der an der Verbreitung des Lichtes arbeitet, hat sein Recht und Keiner soll von dem Andern gering denken.“ (Gustav Freytag, 1864.)

Ich erhebe nicht den Anspruch, der Erste zu sein, der den leitenden Grundgedanken ausspricht. Mein Eigen ist nur seine systematische Betonung und — wills Gott! — werde ich als Erster zur Ausführung schreiten. Der Grund, auf dem ich mein Gebäude zu errichten gedenke, gehört im Wesentlichen Friedrich Naegel an. Seine einleitenden Abschnitte zur „Völkertunde“ haben mich aus den alten Gleisen herausgeführt und rückwärts läßt sich eine Brücke bis zu den Folgerungen und Schlüssen von Gatterer, Herder, Heeren schlagen. Im Uebrigen jedoch darf ich bekennen, daß die Uebereinstimmungen mit Aelteren mit meistens erst nachträglich aufgestoßen sind.

Ich fordere von der Weltgeschichte, daß sie die Geschichte der gesammten Menschheit auf Erden sei. Der Universalhistoriker steht vor einem zusammen-

hängenden Gewebe von Ursachen und von Wirkungen, die wieder zu Ursachen neuer Wirkungen werden. „Weit entfernt, daß man die Weltgeschichte als gar zu groß und weit vom wissenschaftlichen Programm der Historiker streichen wird, wird man sie vielmehr noch großartiger und reicher fassen denn bisher: nämlich als eine Universal-Kulturgeschichte, von der die alte Weltgeschichte der Staaten und Reiche nur einen Theil bildet“ (Wilhelm Heinrich Riehl, 1885). Der Erste, der davon ausging, war Johann Christoph Gatterer (1727—1799). Er brach mit der bis zu seiner Zeit — und auch heute noch hier und da — üblichen Methode. In seinem 1761 erschienenen „Handbuche der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange“ behandelte er die alte Geschichte bis zum Ausgange des fünften Jahrhunderts n. Chr. als wahre Weltgeschichte. Selbstverständlich fiel dabei die Eintheilung nach den vier Monarchien weg. Nachdem er die geschichtlichen Hilfswissenschaften und eine reiche Literatur in der Einleitung untergebracht hatte, behandelte er in neunzehn Büchern die einzelnen Völker. Drei Jahre später erschien dann noch die erste Abtheilung des zweiten Theiles, die China, Tibet und Japan umfaßt. Von dem früheren Schema, das zum Systematisiren förmlich zwang, war also bei Gatterer keine Rede mehr. Trotzdem ist er gründlich und zuverlässig. Neben der rein politischen Geschichte beschäftigte sich das Handbuch auch mit der Geographie der Länder, mit den sogenannten Altertümern ihrer Völker, ihrer gottesdienstlichen, politischen, häuslichen und gelehrten Verfassung. Damit haben wir den ersten Versuch einer ethnographischen Kulturgeschichte der alten Völker: eine Errungenschaft, die zeitweise verdunkelt worden ist, aber niemals ganz verloren gehen konnte.

Bald nach der Veranstaltung eines Auszuges aus dem Handbuche, des „Abrisses der Universalhistorie nach ihrem ganzen Umfange“ (erste und einzige Hälfte, 1765), lernte Gatterer das Werk Boguets kennen: „De l'origine des loix, des arts et des sciences et de leur progrès chez les anciens peuples“ (Paris 1750). Durch dies Werk angeregt, ließ er 1785 und 1787 eine neue „Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange“ erscheinen; freilich blieb auch sie ein Torso: sie kam über die Perser und Griechen nicht hinaus. Es ist eben, abgesehen von allem Anderen, rein physisch genommen unmöglich, daß ein Einziger die gesammte Weltgeschichte einigermaßen vollständig schreibe. Auch August Ludwig von Schlözer (1735—1809) hatte eine wirkliche Weltgeschichte schreiben wollen. Schon das Gerüst jedoch, das er sich zur Ausführung seines Baus errichtet hatte, war so unermesslich (er wollte auf je einem halben Bogen etwa die Geschichte von 200 einzelnen Völkern ins Reine bringen und daraus erst sollte die eigentliche Arbeit, eine Geschichte der Kultur und besonders der Erfindungen, hervorgehen), daß er in den ersten Anfängen stecken blieb. Ist daran das achtzehnte Jahrhundert bereits gescheitert,

fo erfordert das ausgedehntere Stoffgebiet heute erst recht das Zusammenwirken Mehrerer.

Obgleich die Weltgeschichte und der im Jahre 1792 veröffentlichte „Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung Americas“ dem Hauptinhalte nach nur die Kulturgeschichte der alten Völker geben, so hat Gatterer doch die Alleinherrschaft der politischen Geschichte grundsätzlich gebrochen und als Erster den Begriff der Universalgeschichte annähernd richtig er- und gefaßt. Dabei war man sich allerdings immer noch nicht der Fragen bewußt geworden: Welche Völker sind überhaupt Gegenstand der Geschichtsschreibung? Hat man aus äußerlicher Zweckmäßigkeit oder aus inneren Gründen einen Unterschied zwischen geschichtlichen und geschichtslosen Völkern zu machen? Hat man das Recht, die Splissen der Menschheit, auf die der Begriff „Volk“ im engsten Sinne nicht anwendbar ist, als gleichgiltig anzusehen, und darf man sie deshalb von der zusammenhängenden Kette ausschließen?

Die Menschheit bildet ein Ganzes. Die einzelnen Völker stehen zu einander im Verhältniß fortwährenden Austausch ihrer Leistungen; gegenseitiges Nehmen und Geben ermöglicht erst die Entwicklung des Ganzen. Um alle Kräfte der Menschheit zur Entfaltung und zur Wirkung zu bringen, sind die einzelnen Nationen mit ihren besonderen Anlagen und Fähigkeiten nothwendig für das Ganze; in der Vereinzelnung sind sie nahezu ein Nichts. So war die nationale Kunst der alten Chinesen dem Erstarren nah, als ihr im zweiten Jahrhundert v. Chr. die durch die Parther erschlossenen Beziehungen zum Hellenismus frische Kräfte einflößten und sie zu einem neuen Leben erweckten. Jedes Volk hat nur als dienendes, schaffendes und empfangendes Glied des Ganzen Daseinsberechtigung und Kulturwerth. Wenn aber Dem so ist, so darf kein Volk ausgeschieden werden. So erklärt auch Johann von Müller (1752—1809) in seinen Briefen an Bonstetten: „Dies Geschäft [nämlich: Vorträge über Geschichte zu halten] nöthigt mich zu einem Studium, ohne welches nicht leicht auch die Historie von Genau gut geschrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und aller Welt . . . ich habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abulfeda gelesen, ich die Schweiz mit anderen Augen angesehen.“ Eine wirkliche Weltgeschichte unterscheidet sich von einem bloßen Aneinanderreihen der Geschichten einzelner Völker dadurch, daß sie von den Darstellungen des Lebens der einzelnen Glieder des Menschengeschlechts ausgeht, die Beziehungen der Völker zu einander in den Mittelpunkt der Darstellung rückt und nur insofern auf deren besondere Lebenserscheinungen und Bethätigungen eingeht, als sie für die Allgemeinheit oder für Glieder der Allgemeinheit von Wichtigkeit sind. „Nur Der ist der eigentliche Geschichtsschreiber, der überall den Theil der Menschheit, den er geschichtlich behandelt, in Beziehung zum Ganzen bringt und abzusondern weiß, was als bedeutungslos

seinem Stoff anhängt" (Herwinus). Der Grad des Interesses für ein Volk richtet sich also nach der Stärke des Einflusses, den es auf die Entwicklung nächster und entfernterer Nachbarn ausgeübt hat.

Die Eintheilung des Ganzen auf geographischer Grundlage giebt alle Experimente preis, die von früheren Universalhistorikern unternommen worden sind. Sieht man von dem Schema der vier Weltmonarchien und von der aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammenden Anordnung: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit ab, so enthalten alle anderen Dispositionen eine gewisse Vereinfachung des Stoffes, die an sich viel Geist verrathen kann, ohne doch dem ganzen Inhalt gerecht zu werden. Auch der Versuch, dem mechanisch-chronologischen System dadurch eine Seele einzuflößen, daß man aus der äußerlichen Dreitheilung eine Eintheilung nach Bildungszeitaltern (die antike, mittlere und moderne Bildungsperiode) macht, ist durch und durch subjektiv. Am Besten ist er Leopold von Ranke gelungen; Andere, wie Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf und Eduard Meyer, ziehen *propheta* vor; kurz, von einer Uebereinstimmung unter den maßgebenden Denkern ist keine Rede. Außerdem aber haben solche Konstruktionen den Nachtheil, daß sie nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Ausschnitt aus der Menschheitsgeschichte passen. Die geschichtliche Entwicklung Amerikas und der Südes, Asiens und Afrikas nach dem Muster der Mittelmeervölker zu meistern, ist offenbar willkürlich; hat doch, um nur Eins hervorzuheben, für einen großen Theil von Asien die Stiftung des Islams eine viel einschneidendere Bedeutung als die Ereignisse, die Alterthum und Mittelalter abgrenzen. Lassen wir also jeder größeren Einheit ihre Eigenart! Das geschieht, wenn wir der Ordnung der Länder auf dem Erdballe folgen. Karl Lory, dem ich für Vieles in seinen interessanten Ausführungen („Umschau“ I, 42 vom sechzehnten Oktober 1897) dankbar bin, vergleicht meine Vorschläge vom „höheren kulturgeschichtlichen Standpunkt“ aus mit dem System des Cellarius und pflichtet mir darin bei, daß in der bisherigen Weise nicht weiter zu arbeiten sei. Und wenn er prophezeit, der Konflikt der älteren und der jüngeren Richtung werde damit enden, daß an Stelle der Anschauung von einem stetigen Fortschritte der Menschheit eine vergleichende Erkenntniß der von den verschiedenen Völkern jeweilig erreichten Kulturen treten wird, so kann ich nur bekennen: die Möglichkeit umfassendster Vergleichen ist gerade das Ziel, das ich erstrebe.

Schon Christoph Gatterer hatte seiner synchronistischen Behandlung eine ethnographische Anordnung zu Grunde gelegt und damit jedem Volke den ihm gebührenden Platz angewiesen. Damit kommt in der Weltgeschichtsschreibung denn auch der „Schauplatz“ zu seinem vollen Rechte. Kein Verständiger wird die Einwirkung des Bodens so überschätzen, daß er auf einem und dem selben Boden nur eine und die selbe Volkentwicklung für möglich

hielte. Aber Niemand wird leugnen, daß Bodenbeschaffenheit, Lage und Ausdehnung des Landes u. s. w. auf die Bewohner starke Einflüsse ausüben. Ohne Erdkunde keine Geschichtskunde. Nach Wilhelm Heinrich Riehls Meinung bestimmen vier „S“ das Werden eines Volkes zur Nation, Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung. Und weil die besterhebenste Theorie nichts bedeutet gegenüber der bescheidensten praktischen Ausführung, so hat er in seiner schönen Naturgeschichte des deutschen Volkes „den Zusammenhang von Land und Volk als das Fundament aller sozialen und politischen Entwicklung, als Ausgangspunkt aller sozialen Forschung“ nachzuweisen unternommen. Ich trenne mich hier bewußt und absichtlich von Karl Lamprecht: in der Reihe seiner sozialpsychischen Kräfte kommt meiner Empfindung nach der Schauplatz zu kurz. Ich habe beim Lesen seiner Deutschen Geschichte nie das Gefühl unterdrücken können, daß seine Ausführungen, vor Allem die über die wirthschaftlichen Wandlungen, auch beliebig anderswo zutreffen könnten. Er selbst mag Das als einen Vorzug ansehen; als Schüler Rayets denke ich anders.

Anderß als Lamprecht denke ich auch in einem zweiten Punkte. Sicherlich wohnt einer wissenschaftlichen Weltanschauung, die konsequent ausgebaut ist, eine große Ueberzeugungskraft inne. Auch hat Karl Lamprecht seine Auffassung der Kausalität gegen zahlreiche Gegner im Großen und Ganzen siegreich verteidigt. Ich selbst fühle mich nicht hinreichend philosophisch geschult, um die Theoreme des genialen leipziger Professors wissenschaftlich zu überwinden; ja, ich gebe zu: in der Theorie hat sein Monismus etwas durchaus Bestehendes. Aber die böse Praxis! Meine persönliche religiöse Auffassung vom Leben hier in die Wagtschale zu werfen, davon will ich absehen; sie gehört als rein subjektiv nicht hierher. Was jedoch auf alle Fälle hierher gehört, ist die Frage, ob sich die theoretische Lehrmeinung in die That umsetzen lasse. Ich zögere nicht, darauf mit Nein zu antworten.

Die Erkenntniß des Zusammenhanges des Geschehenden setzt die Enthüllung aller Ursachen voraus. Die Ursachen, daß Etwas geschieht und als Begebniß in die Wirklichkeit tritt, sind äußere und innere. Ein Begebniß auf seine äußeren Ursachen hin wissenschaftlich zu untersuchen und begreiflich zu machen, mag häufig schwer sein, ist aber niemals außer dem Bereiche des Könnens eines Geschichtsforschers; dagegen ist es nicht immer möglich, die inneren Ursachen bloßzulegen. Die inneren Ursachen, die Motive des Handelns, liegen in dem Gemüthe, dem Charakter, dem Geiste der Persönlichkeit. Nun ist zwar die Psychologie der Gegenwart in ganz ungeahnter Weise fortgeschritten; noch ist es aber bisher nicht gelungen, auch nur einen Zeitgenossen auf dem Szirtische der Seele in allen seinen Regungen und Bedürfnissen, Willensäußerungen und Willenshemmungen,

Einflüssen und Beeinflussungen vor der Mittwelt restlos zu zergliedern. Wen gelüftet es nach solchem Eingeständniß, von einem Moriz von Sachsen, von einem Wallenstein kühn zu behaupten: so hat er gedacht, deshalb mußte er so handeln, anders kann es nicht sein? Auch dem Historiker steht die Tugend der Bescheidenheit wohl an. Denn auch für ihn gilt, was Friedrich August Wolf im Jahre 1802 der Philologie als Richtschnur gab: der Kritiker solle wohl unterscheiden, was von den Ergebnissen seiner Kunst wahr und sicher, was höchst wahrscheinlich, was annehmbare Vermuthung und endlich, was nur zu rathen sei. Eine solche Warnung kann uns nicht niederdrücken. Eine lückenlose Erforschung der Geschichte in allen ihren Ursachen geht über die Kräfte des Menschen überhaupt hinaus. Nur annähernd lassen sich in der Praxis die Ziele des theoretischen Monismus erreichen.

Die Geschichtschreibung, die ich mir als Ideal aufgestellt habe, will ehrlich, ungeschminkt und wahr sein, ohne vorgefaßte Lehrmeinung, Lebensauffassung und Weltanschauung. Niemand kann von sich behaupten, er verkörpere die Objektivität. Ist dem Historiker sein Werk eine subjektive Bethätigung, nahe mit der Kunst verwandt, so wird ihm, alle übrigen Bedingungen als vorhanden angenommen, das Werk gelingen, wenn der selbe subjektive Grundgedanke von Anfang bis zum Ende in ungeschwächter Kraft fortwirkt. Eine solche Arbeit wird sich sowohl wegen der Persönlichkeit des Verfassers als auch wegen des Stoffes zeitlich und räumlich immer in beschränkten Grenzen halten müssen. Ich habe Anderes vor: *maius opus moveo*. Im Bunde mit einer nicht geringen Zahl von Geschichtsforschern, die im Allgemeinen meine Ansicht theilen und meinem Grundplane zugestimmt haben, in den Einzelheiten jedoch Jeder nach seinen Erfahrungen, seiner Erkenntniß und seiner Anschauungsweise frei sind, will ich den Versuch wagen, die Weltgeschichte als den Zusammenhang der Erdenvölker und ihrer Geschehnisse unter und mit einander zu schreiben. Das Warum und Wohin soll uns weniger kümmern; ein von Mehreren verfaßtes Werk muß von der Durchführung geschichtsphilosophischer, soziologischer oder religiöser Leitgedanken absehen; denn es giebt keine allgemein verbindliche Teleologie.

Das wären also die drei Punkte meines Programmes: eine ethnogeographische Grundlage, ein bescheidener Monismus, keine Teleologie. Was aber „einen ehrlichen Gelehrten bei den schwierigsten Untersuchungen, unter denen ihm das Leben dahin schwindet, immer erhebt und stärkt, Das ist die unerschütterliche Ueberzeugung, welche durch lange Erfahrung tausendfach bestätigt ist, daß seine Arbeit zuletzt doch der ganzen Menschheit zu Gute kommt“ (Gustav Freytag).

Leipzig.

Hans F. Helmolt.



Bismarck-Säulen.

In einem Artikel der „Zukunft“ vom einundzwanzigsten Januar hat Herr Eugen Wolf an dem Plan der Bismarck-Säulen einige Aussetzungen gemacht. Zunächst ist nun der Entwurf, der Herrn Wolf vorgelegen hat, keineswegs maßgebend. Vielmehr haben wir schon im Dezember, also kurz nach der grundlegenden Versammlung in Hamburg, bekannt gemacht, daß die Form der Säule aus einer Konkurrenz aller deutschen Künstler hervorgehen solle, zu der wir, nach Erledigung der nothwendigen Vorarbeiten, jetzt erst öffentlich aufgefördert haben.

Die praktischen Bedenken, daß durch die auf den Säulen zu entzündenden Feuer der Stein Risse bekommen oder bei ungünstigem Winde sich schwärzen und von dem herunterlaufenden Rost beschädigt werden könne, sind auch von uns erwogen worden. Eben darum ist in den Bedingungen dem Künstler durchaus freier Spielraum gelassen. Er soll die Spitze der Säule, wie es dort heißt, so ausbilden, daß sie zum Zweck des Feuerentzündens geeignet erscheint, ohne die erwähnten Uebelstände oder wenigstens in so geringem Grade zu zeigen, daß sie praktisch nicht in Betracht kommen. Bei geeigneter Form des Feuerbehälters, der zur Vermeidung des Rostes doch nicht gerade aus Eisen zu sein braucht, ist nach Ansicht von Sachverständigen eine übermäßige Erhitzung des Gesteines wohl zu vermeiden; und da die Feuer doch nicht alle Tage, sondern nur bei seltenen Gelegenheiten entzündet werden sollen, wird die etwa eintretende schwache Erwärmung kaum von schädigendem Einfluß sein. Eine Schwärzung wäre bei der geplanten einfachen Form ohne große Mühe zu entfernen. Uebrigens braucht man nur die Namen der Preisrichter, der Herren Hermann Gabe, F. Andreas Meyer, Schäfer, Thiersch und Wallot zu nennen, um die absolute Gewißheit zu haben, daß nicht nur den rein künstlerischen Erwägungen, sondern auch allen praktischen Bedenken bei der Ertheilung des Preises Rechnung getragen werden wird.

Als nationalen Gedenktag, an dem überall die Feuer entzündet werden sollen, haben wir den ersten April vorgeschlagen und es freigestellt, auch an anderen nationalen Festtagen das Selbe zu thun. Damit meinen wir nicht, jede vaterländische Feiertag solle künftig so verherlicht werden. Wir wollen vielmehr für alle lokalen Bedürfnisse einen möglichst weiten Spielraum lassen und wir dachten nur an Ausnahmetage, an denen ein großes nationales Ereigniß die Gemüther erhebt und die Erinnerung an Bismarck weckt. Wir selbst haben, da der erste April in die Universitätsferien fällt, als studentischen Bismarck-Gedenktag den Sonnenwendtag, den einundzwanzigsten Juni, bestimmt.

Was das Material der Säule betrifft, so ist in den Bedingungen ausdrücklich die Verwendung deutschen Gesteines vorgeschrieben, und zwar schlagen wir den harten und widerstandsfähigsten Granit vor.

Herr Wolf wünscht, eine Inschrift und ein Medaillon angebracht zu sehen. Wir wollen auch nach dieser Richtung dem Künstler volle Freiheit gewähren. Jedes Kind, so heißt es in unserem Aufruf, soll dem Fremden den Sinn der Säule deuten können. Ob der Künstler die Idee der Bismarck-Säule durch Anbringung von bedeutenden Zeichen oder aber in einer besonders charakteristischen Form, die Jedem, der sie einmal gesehen hat, sich dauernd einprägt, am Besten verkörpert: auch darüber soll zunächst das Ergebnis des Preisanschreibens befehlen.

Bonn.

Der Ausschuß der deutschen Studentenschaft.

J. W.: G. Ellermann, stud. mod.



3 oder 3½ Prozent?

In persönliches Moment hat bei der letzten Begebung deutscher Anleihen mitgewirkt. Hätte Herr von Miquel, der Schöpfer unseres dreiprozentigen Zinstypus, sich entschließen müssen, zu dreieinhalb Prozent zurückzukehren, so hätte Das für ihn eine empfindliche Niederlage bedeutet. Man muß eben die besondere Abart öffentlicher Meinung kennen, die von Ministerialdirektoren und Geheimräthen ausgeht und die, weil ihr doch die Unterlage sachmännischen Urtheilens nicht abgesprochen werden kann, unter Umständen auch einen talentvollen Chef geniet, — besonders, wenn er fühlt, daß er schließlich ja Unrecht behalten hat. Auch scheint man in den höheren Beamtenkreisen nachgerade am eigenen Leibe zu fühlen, was es bedeutet, daß die Zinderträge unserer Staatspapiere niedriger geworden sind. Daher das lange Zaudern des Finanzministers, seiner Geldnoth ein Ende zu machen. Daß die Banken mit Undank belohnt worden seien, ist eine Fabel. Das alte Preußen-Konfession hatte sich bei allen — freilich nur indirekt geführten — Verhandlungen nur für dreieinhalbprozentige Konsols interessiert. Da war es Herrn von Miquel ein erwünschter Sukkurs, als gewichtige Stimmen aus der Hochfinanz sich für den dreiprozentigen Typus erhoben. Man könnte vielleicht versucht sein, daran zu denken, daß Herr Siemens zu Hofe geladen wurde und später am Kasanienwäldchen erschien, und diese Vorgänge mit dem Sieg der Deutschen Bank in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Diese Annahme wäre wohl falsch. Die Sache verlief sehr viel einfacher und sehr viel zufälliger. Der Finanzminister erfuhr eines schönen Tages von einer Bank, die, als ein weißer Rabe, sich für den dreiprozentigen Typus als den Zukunftstypus für Deutschland begeisterte, er entschloß sich kurzweg, — und der Herr Bankdirektor Siemens wurde zu Verhandlungen eingeladen. Politisch standen die beiden Männer einander immer ganz fern; und dabei wird es auch ferner sein Bewenden haben, denn die Vielbeschäftigten werden weder Zeit noch Neigung haben, sich in ihnen von Grund aus fremde Meinungen hineinzuleben.

Der Entschluß der Deutschen Bank, in heutiger Zeit die zweihundert Millionen selbst zu übernehmen, war nicht unbedenklich. Selbst wenn sie Recht behält und die Subskription, abgesehen von der üblichen Ausschminkung, einen wirklichen Erfolg erzielt, ist der Zwischengewinn von 2/3 Prozent doch keine genügende Prämie für das übernommene Risiko. Für einen bedeutenden Theil dürfte freilich Herr Siemens Rückendeckung gesucht haben. Stern in Frankfurt a. M., der mit seinen londoner und pariser Häusern allein schon eine kräftige Gruppe bildet, war von vorn herein beteiligt. Daß auch auf amerikanisches Kapital gerechnet wurde, weil doch die Deutsche Bank drüben so einflußreich bestehe, wurde mir mit lächelnder Miene verneint. Zimmerhin flog an dem selben Tage, an dem die Bildung des Anleihe Syndikates bei uns angezeigt wurde, der Wechselkurs auf New-York, — und Das bedeutet, daß Geld von dort verschifft werden könnte.

Angeblieh spielten bei der Uebernahme auch patriotische Gefühle mit; man hätte endlich die Legende von Deutschlands Armut im Auslande unmöglich machen wollen. Das klingt ja recht schön; nur soll man nicht vergessen, daß das Siemens-Institut mit seinen weltumspannenden Unternehmungen selbst den größten Nutzen von dem Kredit Deutschlands hat. Auch werden die bössartigen englischen Aus-

strennungen über unsere Geldverhältnisse darum nicht verstummen. Die Betätigung des deutschen Kapitals ist klar. Wir hatten Oesterreich, Rußland und die Union finanziert, ehe das Reich anfang eine Schuldenlast zu häufen, und selbst dann haben wir noch Italien, Mexiko, Portugal, Serbien, Argentinien und Griechenland sanieren helfen. Wir hätten also in unseren Anlagen nur einseitiger, auf unsere Handelsstellung nur weniger Bedacht zu sein brauchen, — und unsere Staatspapiere würden weit über Pari stehen. $\frac{2}{4}$ prozentige englische Konsols werden zu 112 notirt, und wenn unsere dreiprozentigen Konsols auf Pari ständen, so würde der Unterschied dem Abstand zwischen englischem Reichthum und unserer Wohlhabenheit hinreichend entsprechen. Die deutschen Fonds stehen aber auf 92 und so bedeutet der ganze ungeheure Geldanspruch unserer Industrie, die den Reiz der Engländer täglich reizt, nicht mehr als acht Prozent am Kurs. Die Baarmittel des deutschen Volkes zu Gunsten seiner festen Anlagen sind also immerhin recht beträchtlich. Selbst die führenden londoner Blätter, die sich sonst großer Objektivität befleißigen, stehen jetzt völlig unter dem Einfluß der Geschäftsempfindungen der dortigen Industriellen. Der riesige Aufschwung unserer Großgewerbe ist förmlich das Elfsah-Vorbringen für die Engländer geworden; schließlich wird es aber ihr eigener Schaden sein, wenn sie uns deshalb unfreundlich behandeln.

Unerwartet war die Absage der Diskontogesellschaft und anderer berliner Bankfirmen an die Deutsche Bank. Da es sich um den Anleihekredit des ganzen Landes handelte, hätten sie sich ein Beispiel daran nehmen sollen, was etwa die Sozialdemokraten sagen, wenn Eugen Richter kandidirt und sie selbst keine Aussicht haben: trotz Alledem, ja! Aber die alten Konsortialen waren verärgert und wollten nicht wissen, daß Herr von Niquel eben so gut Herrn von Hansemann hätte holen lassen, wenn er geglaubt hätte, auf seine Zustimmung zum dreiprozentigen Typus rechnen zu dürfen. Die alte Geschäftsverbindung hat einen Stoß erlitten und ein Haus von der Nacht Mendelssohns wird Das so leicht nicht vergessen. Freilich halten die Zurückgekehrten den Sieg der Deutschen Bank für einen Pyrrhusieg. Möglich sei, daß unsere Konsols von 92 auch auf 99 steigen, aber eben so möglich sei ein Zurückgehen bis auf 88 im letzten Quartal. Besonders pessimistische, aber doch erfahrene Bankleiter halten es sogar für möglich, daß selbst die dreiundeinhalbprozentigen Konsols unter 90 sinken. Trotz der Diskontoharabsetzung der Reichsbank meinen sie, daß unsere Baarmittel sich in Folge des unverhältnismäßigen Wachsthumes der Industrie festlegen und immer fühlbarer verringern müssen. Während in England, bei einem Bankdiskont von fünf Prozent, Konsols weiter über Pari verharren, hängen die Kurse der festen Anlagen in Deutschland offenbar von dem jeweiligen Zinsfuß ab. Diese Erscheinung sei begreiflich, weil jenseits des Kanals die Konsolsbesitzer meist anderen Schichten angehörten als die Leute, die der hohe Diskont für ihre Wechsel interessiert, während bei uns die selben Leute, die in Fabriken und Handelsunternehmungen ein fortwährendes Kreditbedürfnis entwickeln, zugleich auch Inhaber der Staatspapiere sind. Steigt der offizielle Satz für Wechsel und Lombard, so hält Das unsere Fabrikanten und Kaufleute durchaus noch nicht von weiterer Anspannung ihrer Unternehmungen ab; aber Staatspapiere sind bei sinkendem Kursniveau nur schwer verkäuflich. Denn gerade Diejenigen, die sonst zu kaufen pflegen, sind es dann, die durch ihre Verkäufe auf den Markt drücken. In solchen Befürchtungen ist viel Wahres und die Meinung mittlerer

Geschäftsleute ist vielleicht besser begründet als die Anschauung der Großen, die den Dingen allzu nah stehen, um in jedem Augenblick klar zu sehen.

Solche Befürchtungen schrecken die Uebernahmegruppe nicht: sie athmet und juchzt im rosigen Licht! Wenn man sie hört, so entspricht der dreiprozentige Typus allein den Vermögensverhältnissen des deutschen Volkes, denn es lebe bei seinen überaus vielseitigen Geschäftsgewinnen nicht von diesen Zinsen; nur die Ersparnisse werden zu 3 bis 3¼ Prozent angelegt. Auch bisher habe sich schon ein starkes Verlangen nach unseren Konsols geltend gemacht. Das muß allerdings die Deutsche Bank bei ihrer großen Kundenschaft beurtheilen können. Nur die Zwischenhände hätten bis jetzt gefehlt, weil die Bankiers nichts mehr übernehmen wollten. Sie hätten eben bei der unfreiwilligen Regierungspraxis der vielen kleinen Anleihen niemals wissen können, wie große Beträge noch folgen und auf den Kurs drücken würden, und die andauernde Ungewißheit, ob man nicht doch zu einer dreieinhalbprozentigen Aera zurückkehren werde, habe lähmend gewirkt. Heute seien alle diese Bedenken mit einem Schläge beseitigt — Bedenken, die übrigens auch Herrn von Miquel eingeleuchtet hätten — und damit sei die Bahn für einen Konsolsabsatz im größten Umfange frei. Außerdem sei der eigentliche Druck bisher auch nicht vom verkaufenden Publikum, sondern nur von einzelnen Bankiers ausgegangen, die ihre Papiere einst zu viel höheren Kursen übernommen hatten.

Es ist kaum glaublich, wie siegesgewiß sich diese Optimisten geben. Ihnen gilt die Transaktion der Uebernahme für ganz unbedenklich, sogar für im höchsten Grade solid, und sie glauben an einen durchschlagenden Erfolg der Zeichnung, also an einen schnellen Verkauf ihrer Bestände. Ob es zu diesem erhofften Erfolg beitragen wird, wenn die Reichsbank und ihre sämtliche Agenturen als Subskriptionstellen fungiren, ist abzuwarten. Das Publikum pflegt gern seine alten Bankverbindungen. Ziehen aber die neuen Papiere nicht gleich, so rechnet man darauf, daß im Lauf eines Jahres etwa die Industrie aus ihrer Ueberproduktion wieder in normale Weise eingelenkt haben wird, so daß auch ihre Ansprüche an den Weltmarkt geringer werden. Diese Erwägung ist nicht von der Hand zu weisen. Mit Recht dürfte man auf einen bedeutenden Theil derjenigen deutschen Kapitalisten zählen, die ihre amerikanischen Bonds zu den bekannten hohen Kursen wieder nach drüben abgegeben haben. Wurde jenen Kreisen doch schon vor Abschluß der neuen Anleihe von ganz unbetheiligter Seite gerathen, ihre flüssig gewordenen Gelder in dreiprozentigen Konsols anzulegen. Ungefähr vierzig Prozent unseres Bankbesitzes dürften aber wohl noch unveräußert geblieben sein und von New-York erst nach und nach hinübergezogen werden. Wenn die Amerikaner dann von Neuem große Geschäfte vor sich sehen, werden sie die selben Papiere um einige Prozent billiger wieder loszuschlagen und unser Publikum wird sie mit Vergnügen zurückkaufen. In England, wo man beständig so viele andere Unternehmungen zur Verfügung hat, verkauft man die amerikanischen Eisenbahnaktien förmlich aus; man hält, durch Erfahrung gewißigt, von keiner noch so glänzenden Konjunktur dieser Papiere mehr Etwas. Dagegen interessiert man sich jetzt wieder für afrikanische Goldshares. Bei uns sollen besonders die Damen in der Provinz von dem Goldfieber angesteckt sein; sie hören, daß ein solcher Share früher eben so viele Pfund Sterling gekostet hat, wie er jetzt Shilling kostet, — und Das reizt ihre Gier.

Theater.

Richelieus weiche und doch oft hart zupackende Prälatenhand lenkte mit leisem Druck schon die Geschichte Frankreichs, das unter Lynes und Vieuville unheilvoller Wirrnis preisgegeben schien, der frondirende Adel war niedergeworfen, den verhaßten Hugonotten die Möglichkeit politischer Wirkung entzogen und im Reich der feinsten Geister die Herrschaft des tourainischen Jesuitenschülers René Descartes wie ein fester, unverrückbarer Fels begründet, als Hercule Savinien de Chyano de Bergerac ins Leben hineinwuchs. Um des Gascognersprossen Wiege, die in Paris stand, heulte der Märzsturm; und als der achtzehnjährige wilde Bursche dem Zwang der geistlichen Schule in Beauvais und dem Bafel des pedantischen Magisters Orangier entlaufen und 1638 seinem treuen Freunde Le Bret in die Gardetruppe des Hauptmannes Carbon de Castel-Jaloux gefolgt war, hatte der Cardinal längst den Troß der vom alten Glauben Abtrünnigen gebrochen, die Königin-Mutter Maria von Medici aus dem Lande getrieben, bei Castelnaudary das Bündniß zwischen dem rebellischen Adel und den Spaniern gesprengt und den leyten Montmorency dem Henker ausgeliefert. Auch die Essais de Philosophie von Descartes waren damals schon erschienen und hatten mit lange nachhallendem Stoß den Philosophenthron erschüttert, auf dem Pierre Gassendi, der epikuräische Sensualist, seit beinahe zwei Jahrzehnten in kaum noch bestrittener Hoheit saß. Laine hat einmal gesagt, es sei fast immer die Aufgabe des französischen Geistes gewesen, die in England entdeckten neuen Thatfachen und die in Deutschland ersonnenen Theorien zu popularisiren, aus dem schwerfältigen Gedankenschleppkleid zu schälen und ihnen in Europa das Bürgerrecht zu sichern. Das hatte der Provençale Gassendi für den englischen Sensualismus gethan. Er verdankte seinen pariser Lehrstuhl der Gnade Richelieus; ob der kluge Cardinal in den leyten Regierungstagen aber nicht fühlte, daß der starke Vertreter des Spiritualismus, daß Descartes seiner Gunst würdiger war als der Epikuräer, der verstandete, alles staatliche und gesellschaftliche Leben beruhe auf einem Vertrag, den man schließe oder löse, je nachdem es der Vortheil erheische? Der große Staatsmann und der stille Philosoph schienen geschaffen, einander zu verstehen und in ihrem starken Willen zu stützen. In Hanotauxs Buch über Richelieu mag man lesen, wie das ganze Wesen und Wirken des Cardinals von dem Wunsch beherrscht war, die Allmacht des absoluten Königs

vor jeder möglichen Schwächung zu bewahren, — seines Königs freilich, dessen Hand er weise zum Rechten lenken würde. Auf der Spitze der Staatspyramide sollte im Strahlenkranz der gallische Dalailama thronen, unnahbar und von keiner anderen Gewalt in der Glorie beschattet; die Geschäfte würde der oberste Mandarin besorgen, dem eine behutsam gedrückte Intendantenschaar Handlangerdienste zu leisten hatte. Diese dem Oberflächensblick monarchocentrisch scheinende Politik hätte sich mit der anthropocentrischen Weltanschauung des Tourainers gut vertragen. Das vollkommenste Wesen, das Descartes Gott nannte, sollte im engeren Gebiete der Zeitlichkeit nach Richelieus Wunsch König heißen; und wenn der Cardinal auch den kartesischen Zweifel nicht brauchen konnte, so mußte ihm doch die sauber gegliederte Hierarchie des Descartes willkommen sein, in der alles Geschaffene seinen genau bestimmten Platz hatte: unten die unbeseelte, nur von einem Maschinenmechanismus bewegte Thierheit, oben der vernünftige, im Willen nicht determinirte Mensch. Mit diesem kartesischen Menschen, der — cogito, ergo sum — denkend den Willen zum Leben bejahte und sich — bene qui latuit, bene vixit — in eine Art beschaulicher Selbstkasteiung verschloß, ließ sich bequem regiren. In ihm war die Lehre der Stoa lebendiger als der auflösende, jedes politische Band lockende, keinem staatlichen Befüge günstige Geist des ersten, vorpaulinischen Christenthums. Er strebte nach dem summum bonum der Seelenruhe und stillen Bescheidung und Descartes rief ihm zu: *Quiconque a vécu de telle sorte que sa conscience ne lui peut reprocher qu'il ait jamais manqué à faire toutes les choses qu'il a jugées être les meilleures, il en reçoit une satisfaction qui est si puissante pour le rendre heureux, que les plus violents efforts des passions n'ont jamais assez de pouvoir pour troubler la tranquillité de son âme.* Ein froher Optimismus, der im Menschen den glücklichen Besitzer des freien Willens und der reinen Vernunft sah; kein jauchzender, sondern ein sanfter Optimismus, der von angstvoller Skepsis zu ruhiger Gewißheit gelangt ist und vor dem störenden Wirbelsturm der Leidenschaften das Fenster schließt und verkittet. Gassendi, den man heute vielleicht einen Naturalisten nennen würde, ärgerte sich an dieser rationalen Philosophie, La Bruyère hieß sie eitel und unfähig, der Menschheit die tiefsten Geheimnisse zu entschleiern, La Fontaine regte der Gedanke, daß seine geliebten Thiere nur noch Maschinen und dem als

Krone der Schöpfung gepriesenen Menschen nicht verwandt sein sollten, zu heller Wuth auf und Molière lächelte bitter über den seltsamen Spiritualisteneinfall, sinnliche Triebe und Leidenschaften aus dem Bereich der Menschlichkeit bannen zu wollen. Einem Richelieu aber mußte die Lehre gefallen, die für die Autorität eintrat, allem demokratischen Wesen feindlich war, das Glück der Staaten rühmte, in denen ein einziger fester Wille unbeschränkt gebot, und dem wachen Erdenwaller des Inneren stillen Frieden als allein erstrebenswerthes Ziel wies. Dem Kardinal entging der Philosoph, der Christines Lockruf nach Schweden folgte; der kartesianische Geist aber stützte lange das Werk Richelieus und Ferdinand Votheissen, der in seiner Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert die politische Gestaltung leider nur flüchtig streift, konnte mit Recht sagen, daß erst, als die Gebildeten sich von Descartes zu Voltaire und den Gassendis Versuch erneuenden Aufklärern gewandt hatten, für die Revolution, den Umsturz der centralistischen Schöpfung Richelieus und des Sonnenkönigs, der Weg gebahnt war.

Richelieu starb, ehe sein Werk vollendet war, die Spanierin Anna von Oesterreich und der Italiener Mazarin herrschten achtzehn Jahre lang über Frankreich, die Zeit der Fronde kam, dann die Epoche des Glanzes, die vom Pyrenäischen bis zum Frieden von Rijswijk reichte, und endlich, von Dubois bis zu Necker, Calonne und . . ja, — und Sieyès, der Verfall. Die Gebildeten wandten sich von Montesquieu zu den Physiokraten, von Voltaire zu Rousseau, auf Robespierre folgte Bonaparte, die Industrialisirung des Landes begann, Descartes und die Sensualisten waren vergessen, um Royer-Collard, Cousin und Jouffroy sammelte sich eine kleine Gemeinde, nach kurzen Versuchen, die alte Monarchie oder ein neues Caesarenthum mit der Demokratie zu versöhnen, beschritt die Vorhut den Weg, der zur Volkshoheit und zur republikanischen Staatsform führen mußte, die Macht der Kirche wurde, so schien es, entwurzelt und mit Posaunenstößen der Sieg der naturwissenschaftlichen Weltanschauung verkündet. Das Experimentirland der Geschichte hat alle erdenkliche Wandlungen durchlebt, sittliche und politische, geistige und wirtschaftliche, und man sollte meinen, heute, nach einem Vierteljahrtausend, müsse es schwer sein, uns in die Atmosphäre zu finden, in der neben dem reinen kartesischen Licht auch das Flämmchen des Satirikers Cyrano aufblühte. Das wäre ein Irrthum: über der Menschheit große Gegenstände hat die Mode keine Gewalt; sie kann ihr Kleid ändern, auf die alten Modelpuppen neue Flicker nähen,

— das Wesentliche überdauert die Zeitlaunen. Es mag, je nach dem Temperament, zur Heiterkeit oder zur Wehmuth stimmen, wenn man sieht, daß heute noch um die selben Fragen gehadert wird wie in den Tagen der Präziosen, der Mazarinaden und Dragonaden. Ist am schönsten Schöpfungstage der Mensch als ein aufrechtes, von göttlichem Odem beseeltes Wesen aus der herrlich gestaltenden Hand des Allvaters hervorgegangen oder ist er das Produkt einer „natürlichen Schöpfungsgeschichte“, das entwickeltste Exemplar einer Thiergattung, deren dunkle Ahnenreihe der Blick des Forschers noch nicht völlig entschleiert hat? Ist sein Wille frei oder determinirt? Führt in ihm, nach dem festen Glauben der Dualisten, das in seiner Sinnenlust nie zu stillende Fleisch einen ewigen Krieg gegen den erstarkenden Geist oder dürfen wir dem moderneren Bekenntniß der Monisten trauen? Wie lenkt man am Besten die Völker und welche Staatsform wahrt mit der größten Sicherheit zugleich den Anspruch der res publica und das Recht des Einzelnen? Soll Einer Herr, Einer König sein oder ist die Theilnahme der organisch gegliederten Masse an der Leitung der Volksgeschäfte erstrebenswerth? Und welche Stellung gebührt in der Volktheit den einzelnen Klassen, — gebührt vor Allem dem Krieger, dem Schützer des nationalen Besitzes, dem Manne, der Mannestugend, Tapferkeit, Ehre und Selbstlosigkeit mehr als der in bürgerlicher Arbeit Schwißende zu verkörpern scheint und der durch die Auslese der Tüchtigsten auf die Höhe seines Berufes getragen wird?... Wer genau hinhorcht, wird bald merken, daß hinter den wechselnden Losungsworten des Tages noch immer diese uralten Fragezeichen dräuen, und sich dann nicht mehr wundern, wenn er hört, daß in dem Lande, dem, während Deutschland noch an den Wunden des Dreißigjährigen Krieges blutete, schon eine fein duftende Kulturbüthe beschert war, ein ritterlicher Satiriker aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wieder der nationale Held sein kann. Cyrano ist Aristokrat, aber kein hochmüthiger Junker; er denkt, wie Corneille: *Le pire des États, c'est l'État populaire*, aber er liebt das Volk, als dessen Sohn er sich fühlt, und würde im Nothfall für einen gefährdeten Troßknecht so gern wie für den gesalbten König sein Leben lassen. Er hat, was man heute *la piété sans la foi* nennt, aber er haßt inbrünstig die Orthodoxen und betet zu der großen, leidenschaftlosen, dem Menschenblick unbegreiflichen Natur, die diesseits von Gut und Böse ist und den Starken, für den Kampf ums Dasein Tauglichen begünstigt, den Schwachen, um Raum zu schaffen, unbarmherzig in den Abgrund stößt. Er ist ein tapferer Brausekopf, aber kein Raufbold, regt sich oft ohne großen Gegen-

stand und wäre doch nie bereit, wie ein Fleischerknecht für eine gleichgiltige Sache sein Blut zu vergießen. Und er ist heiter, strahlt von Froheit noch in der Todesstunde und ist ganz erfüllt von der gallischen Freude am witzigen Wort; er liebt le mot et la pointe und scheut nicht das Geständniß: S'il faut que pour la pointe l'on fasse d'une belle chose une laide, cette étrange et prompte métamorphose peut se faire sans scrupule, et toujours on a bien fait pourvu qu'on ait bien dit; on ne pèse pas les choses: pourvu qu'elles brillent, il n'importe. So ist er, mit dem reinen Federbusch auf dem Hut und dem sicher pointirten Einsall auf der Lippe, der echte Franzos, der unsterbliche Träger der Franzenzüge und heute noch so modern, dem Genius der Rasse so nah wie in den Tagen der Fronde.

Edmond Kostand hat ihn zum Helden einer comédie héroïque gemacht, die auch in Berlin aufgeführt, in ihrem wahren Wesen aber kaum erkannt worden ist. Die Uebersetzung des Herrn Fulda ist, trotz manchen schlimmen Fehlern, als saubere Arbeit zu loben, aber sie giebt von der graziosen Kraft und dem lustigen Reichthum des französischen Dichters keinen Begriff und führt, weil der Uebersetzer sich zum Sklaven des Reimes macht, den nach Verständniß tastenden Hörer oft in die Irre. Und für die Hauptrollen war unter den guten Spielern des Deutschen Theaters die Auswahl so unklug getroffen worden, daß auch aus der mimischen Kunst dem Komödiendichter keine wirksame Hilfe kam. Die Prezjüse, die in einer leidvollen Liebe das Bieren verlernt und zum natürlich empfindenden Weibe wird, wurde von einer Theaterdame gekleidet und gegreint, der jeder frauliche Adel fehlt und die im Hotel Rambouillet das unwillige Staunen der vergötterten Arthenice erregt hätte. Den Tyrano hätte Herr Reichel vielleicht ohne den panache des Romantikers, Herr Nissen zu norddeutsch gespielt; immerhin hätten Beide Humor mitgebracht und sich bemüht, aus dem Gascoigner eine Gestalt zu machen. Das versuchte Herr Rainz, der Unveränderliche, gar nicht erst; er hatte Coquelin einige Effekte abgesehen, sprach die Rolle geistreich — freilich, um die Behendigkeit seiner Zunge zu zeigen, allzu hastig — und mit der seit Jahrzehnten an ihm bekannten Gaminmunterkeit, aber er behandelte die Sache als einen parodistischen Spaß, den ein gefeierter Künstler mit geringem Kraftaufwand abthun kann, und gab sich in jedem Ton und jeder Geberde als den sieghaften Heldenjüngling, den es liegt, auf einer Redoute einmal mit einer falschen Nase zu gitren und zu wettern. Tyrano darf nicht aus der Sphäre des heldischen Liebhabers kommen; er muß komisch sein, so komisch und unschön in jeder Wesensregung, daß der Zuschauer sich ihn nicht als einen von einer

holden Dame Geliebten vorstellen kann, und er muß dennoch durch die Kraft seines Fühlens und den Glanz seines mählich geläuterten Geistes nach und nach in die Heldenhöhe emporgehoben werden. Denn Das ist der Sinn des heiteren Spieles, das daneben noch eine allerliebste Sittenschilderung aus den Tagen der Alsträa bringt: zu zeigen, wie der Geist einem kümmerlichen Körper Schönheit und glänzenden Schimmer leihen kann und wie bei eleganten Damen sogar der Häßliche, wenn er nur höher denkt und tiefer empfindet als das Gewimmel, den hübschesten, heißesten Zungen auszustechen vermag. Solchen Sieg erringt der Groteske — das Wort aus dem Sprachschatz Victor's Hugo und der romantischen Schaar ist hier am rechten Platz, denn in dieser Welt eines Komödiendualismus handelt sich um den 1830 erklärten Krieg zwischen Grotesque und Sublime — freilich nicht leicht und nicht rasch. Arthenices reizende Züngerin Roxane glaubt zwar, auf den kühlen Höhen reiner Geistigkeit zu leben, aber sie zieht den schlanken und strammen Junker Christian mit dem blonden Antinouskopf doch dem gnomenhaft häßlichen Herrn de Bergerac mit dem lächerlich riesigen Riechhorn vor, trotzdem Christian ein flacher Dugendfährich und Cyrano ein Poet und ein Denker ist. Sacht aber vollzieht sich in ihrem Sinn die Wandlung: der Geist überwindet den Körper und Roxane liebt an Christian schließlich nur noch die feinen und klugen Worte, die Cyrano ihn sprechen oder schreiben läßt. Und es ist hübsch erfunden, daß diese Wendung sich gerade vollzieht, während die Präziose zum Weibe wird, und daß der Kluge klug genug ist, nicht klug zu sein und von der Wandlung im Wesen der Angehörigen gar nichts zu merken. Allerdings wird die liebliche Dame nicht auf eine ernste Probe gestellt: spät erst, als sie im Kloster seit fünfzehn Jahren schon um den schmucken Liebsten trauert, den die Spaniermusketen aus blühendem Leben rissen, erfährt sie, daß der Held ihrer Träume nicht Christian, sondern Cyrano hieß; sie erfährt es, als Cyrano selbst schon ein fieder, vom bleichen Banner des Todes umrauschter Mann ist, — und nun ist für das Schnäbeln und Ländeln Zeit und Stimmung dahin. Dem armen Herrn de Bergerac, der sich sein Leben lang nach Liebe sehnte und immer nur feile Gunst kaufen konnte, naht in der Sterbestunde noch der holde Trost: Une robe a passé dans ma vie! Ob aber Roxane, wenn die Entdeckung früher gekommen und es dann ans Umarmen und Küssen gegangen wäre, sich am Ende nicht doch an Cyranos Schicksalsnase gestoßen hätte, die so unförmig schreckend über dem berebten Munde dräute?

Der junge Herr Rostand hat früher schon, namentlich in dem melancholischen Märchen von der *princesse lointaine*, bewiesen, daß er seinen

Gedanken, die nicht gerade tief, aber klar und doch zum Nachdenken reizend sind, eine anmuthige Ausdrucksform zu finden vermag. Den großen Sieg, einen Triumph, wie er seit den Sonnentagen des jüngeren Dumas keinem französischen Dramatiker mehr beschieden war, erstritt ihm erst der tapfere Herr de Bergerac. Er fand die Gestalt . . . ja, wo fand er sie nicht? Sie ist ein Lieblingsgebilde gallischer Phantasie. Sie stammt aus dem spanischen Ritterroman, auf dessen Gipfel Don Quixote in einsamer Erhabenheit thront; und die zierlicheren Enkel haben von dem Ahnherrn wenigstens die Tragikomik des Wesens geerbt. In allen Epochen der französischen Dichtung, von den Tagen d'Urfés, des Asträadichters, bis zu Banville, Coppée und Richpin, begegnet uns der abenteuernde Ritter, dem das Geld immer, der Wig niemals fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu fechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu raufen. In Hugos Don César de Bazan, der sich in Deutschland sogar die Operettenbühne eroberte, in Gautiers Fracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode verändertem Kleid, den in heiterer Freude bewundernden Blicken gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den lustigen Landfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein edles Jungfräulein verliebt, als ver de terre amoureux d'une étoile, nach Hugos tönendem Wort. Daß Kostand ihn so geschickt modernisirte, sicherte seinen Sieg. Die funkelnde, fast allzu reich pointirte Rede mußte französischen Ohren gefallen und der poetische Glanz, der mehr blendet als wärmt, entsprach dem Bedürfniß raffinirten Empfindens; aber der Theater Sinn der Pariser ist zu gut geschult, um nicht gleich zu merken, wie locker das Gefüge dieser Heldenkomödie ist und wie weit in der psychologischen Entwicklung der bunten Bilderreihe die Lücken sich dehnen. Doch der nationale Nerv war berührt: die Franzosen sahen endlich wieder den echten Franzmann mit dem scharfen Schwert und der spitzen Zunge, den idealen Gallier, den sie, während auf ihrer Bühne Skandinaven, Symbolisten, Feministen und Sozialisten herrschten, so lange vermissen mußten, und ihre geschmeichelten Sinne jauchzten in Lust. Daß Kostands Held Cyrano hieß, war im Grunde nur ein Zufall; Roxanes märchenhaft tapferer Vetter gleicht ja nicht einmal aufs Haar dem Manne, der schwache Dramen und starke Satiren schuf und über den Le Bret und Gautier schwärmerisch, Brun nüchterner berichtet haben. Der Theaterheld ist noch tapferer als sein adeliges Urbild; Beiden ist es versagt, den Vorhof zu überschreiten, der zum Glück des Ruhmes und der Liebe führt, und

Beide müssen sich mit dem Progonengeschick trösten, Begnadeteren den Weg zu bereiten. Sonst aber scheiden sich ihres Wesens Züge scharf voneinander; nur in dem stolzen Widerwillen gegen die Massenmeinung vereinen sie sich noch einmal. Sie wollen allein fliegen, fern von dem Schwarm, — auf die Gefahr, die steile Höhe nicht zu erreichen, nach der ihre Seele sich sehnte. Dem Stärksten wollen sie, nicht einer kraftlos wimmelnden Vielheit, unterthan sein und bekennen sich gern zu dem homerischen Satz: Οὐκ ἀγαθὸν πολλοκοιρανίη, εἰς κείρανός ἐστω. Ob der Name Tyrano vom griechischen Κοιράνος abzuleiten ist, mögen die Gelehrten entscheiden; sicher ist, daß der Träger des Namens im Frankreich Faures und Holas siegte, weil er die Herreninstinkte der an der demokratischen Krankheit Leidenden aufrüttelte und die Erinnerung an die Tage des gallischen Glanzes weckte. Wenn der Dreysußlärm verhallt ist, wird man merken, daß es sich bei dem in beiden Lagern mit allen Mitteln brutaler Gewalt und tückischer List geführten Kampf um mehr handelte als um einen angeblich unschuldig Verurtheilten und daß auch die semitischen und die antisemitischen Mächtereien nur unbedeutende Begleiterscheinungen eines tiefer reichenden Zwiespaltes waren. Frankreich fühlt sich in seinem Lebensrecht bedroht; es möchte sich als ein starkes Herrenvolk in Europa behaupten und kämpft deshalb gegen die kapitalistische Korruption, gegen die träge Gleichgiltigkeit, die für alle sittlichen Fragen nur ein müdes, skeptisches Lächeln hat, gegen den Vaudevillegeist, den selbst der ernsteste, traurigste Vorgang nur zu frechen Wigen stimmt, und gegen die Tyrannei der schnell von jedem Schwindler gefesselten Masse. Die Rettung, so hofft das Volk, soll von dem Heer kommen, das nicht, wie das regirende Parlament, aus käuflichen Streibern, sondern aus ehrenhaft denkenden, in einen starren Ehrbegriff gewöhnten Männern besteht, das der Panamaschmutz nicht bespritzt hat und dem man ruhig die nationale Zukunft anvertrauen kann. Die Hoffnung mag irrig sein; immerhin hat der jede andere Erwägung niederzwingende Wunsch, in dem aller bürgerlichen Autorität beraubten Lande wenigstens das Ansehen der Armee ungetrübt zu bewahren, in dem von Jules Lemaitre geleiteten Bunde La Patrie Française die feinsten Vorhutgeister zusammengeführt. Ist es da wunderbar, daß lauter Jubel den Vertreter des alten Gallieruhmes empfing, den in der Wirklichkeit Aller Augen vergebens suchten und der auf der Bühne obendrein nun noch wigig war? Die Donnay, Hervieu, Lavedan und ihre Geschwister vom Dumasstamm hatten als Satiriker die im Schwelgen faulende Gesellschaft gemalt, die dem Lande Ludwigs und Richelieus in der dritten Republik seit Jahrzehnten zum Unheil ward; Nostrand brachte den fernge-

sunden Kriegsmann auf die Bretter, dessen weißer Helmbusch den Troß zu helleren Tagen herbeizuwinken schien, — und ein fast schon verzagendes Volk grüßte in neuer Hoffnung sein Ideal, den Retter aus Noth und Schmach.

Der Deutsche, dem Dilettantendramen und Puppenalleen gepriesen werden, wenn sie in Märkerfrommheit das Hohenzollernhaus verherrlichen, der Deutsche, der den „Neuen Herrn“, „Willichalm“ und den „Burggrafen“ gehorsam erduldet hat, mag über den Chauvinismus spotten, der die Dichtung in seinen Dienst zwingt, und einem großen Kulturvolke einen aus edlerem Stoff geschaffenen Helden wünschen, als es der groteske Herr de Bergerac ist. Wo aber wird dieser Wunsch ihm heute erfüllt? Unsere Dichter sprechen jetzt gern von ihrem Heimathgefühl, gern auch in den Lauten ihrer engeren Heimath, die so bequem die tiefere Charakteristik ersetzen, doch es gelingt ihnen nicht, eine Gestalt zu schaffen, zu deren Theil der deutschen Volkheit, ein Stamm, eine Klasse, wie zu einem Vorbild im Leben und Leiden aufblicken kann. Herr Sudermann erzählt, Ostpreußen, das Land seiner Kindheit, habe ihm das mythische Drama von den „Drei Reiherfedern“ gegeben; könnte die künstlich ins Dunkel gerückte Kindergeschichte sich aber nicht in jedem Fabelreich der Vorzeit abspielen? Das Mißgeschick, das sie dem sonst so sicher rechnenden Bühnenherrscher brachte, war unverdient; in dem wirren Stück steckt viel Arbeit — leider nur allzu merkliche, die einen Schweißgeruch ins Märchenland strömt — und mehr reines Wollen als in den lärmend gefeierten, im Innersten fleckigen Werken des klugen Effektiers, der seiner schwerfälligen Sprache diesmal mühsam sogar einen leisen rhythmischen Reiz abgerungen hat. Doch Rhythmus und Reim blieben unwirksam und selbst die paar hübschen lyrischen Stellen weckten die frühentschlummerte Theilnahme nicht; der Hörer ward von Menschenlust und Menschenleid nicht gepackt, aus der absichtlich verdunkelten Räthseltiefe tönte banale Weisheit für die reifere Jugend und schmerzhafter noch als im bunten ausgepugten Bereich der versunkenen Glocke wurde man im knirschenden Sand dieser Bernsteinküste auf Schritt und Tritt an Hebbels Hohnwort über die schwächlichen Waghälse erinnert: *S'il pouvait!* Deutsch ist an dem Gedicht nur die Dekoration; der fleißige Mann, der es bei der Lampe unter Qualen schuf, mußte viele Bücher gelesen, Goethe und Andersen, Hopfen und Mostand, Hauptmann und Maeterlinck und manchen Anderen mit heißem Bemühen studirt haben: den preussischen Osten brauchte er nicht zu kennen. . . Herr von Wildenbruch schrieb neulich: „Keine Volksseele war und ist so wie die deutsche von dunklen, unmäßbaren, unmeßbaren Gewalten durchströmt, die nicht der

Historiker, die nur der Dichter zu deuten vermag; dieser Aufgabe sind meine Dramen gewidmet.“ Der Satz steht in der Vorrede zu dem bei der Geburt unrettbar verunglückten Drama „Gewitternacht“, über das man, um einen trotz seinen letzten Leistungen kräftig begabten Poeten nicht grausam zu kränken, kein Wort sagen darf. Auch diesem „Woller“ ist der große Wurf also wieder nicht gelungen... Und Herr Hauptmann, der Stärkste der Drei? Er hat uns im Herbst den „Fuhrmann Henschel“ geschenkt. In dieser unlogischen Tragödie, deren robuster Held sich im Pferdestall und in Kutscherkneipen eine fast hamletische Zartheit des Gewissens bewahrt hat, mag Mancher nicht ein sauber gearbeitetes und mit seinen sprachlichen Reizen verziertes Melodram, sondern ein Meisterwerk der Menschenbildnerkunst sehen und am Ende gar meinen, die Schöpfung dieser dumpfen, von Ganzguten und Ganzbösen bevölkerten Welt bedeute einen Triumph des Naturalismus, — dem dann wohl auch der sächsische Poffenkellner zuzuschreiben ist. Bei diesem freundlichen Wahn brauchen wir uns heute nicht aufzuhalten. Daß der Fuhrmann, mit seinem schwindligen Gewissen, seiner slavischen Bägerinbrunst und Märtyrerkhysterie, keine für den deutschen Bauern oder Landstädter typische Gestalt ist, kann nicht ernsthaft bestritten werden; er stammt aus der russischen Literatur und die schlauen und flinken Schlesier würden ihn wie ein Wunderthier anstaunen. Gewiß kann Gerhart Hauptmann mehr und sieht tiefer als Edmond Rostand; einen Helden aber, der dem deutschen Empfinden so nah steht wie Cyrano dem französischen, hat auch er uns bisher noch nicht gezeigt.

Nationale Helden sind nur auf einem Nationaltheater möglich; und daß wir ein solches Theater nicht haben, ist heute noch, wie in den Tagen des hamburgischen Dramaturgen, ein *locus communis*. Das pariser Publikum ist sittlich und sozial sicher nicht um ein Haar besser als das berliner; aber es hat eine alte Tradition, an die es sich in der Wirrnis klammern kann, und hat in frechster Aufrichtigkeit den Muth seines schlechten Geschmacks. Deshalb sind ihm die schlimmsten Moden niemals dauernd gefährlich geworden. Sogar die Präsidienwirthschaft hat, wie Brunetière lehrt, der französischen Dichtung Nutzen gebracht. Als die göttliche Arthenice im blauen Salon ihres Hotels an jedem Mittwoch den Getreuen die Parole ausgab, war sie der Mittelpunkt eines Kreises gebildeter Damen, die sich zwar spreizten und zierten, allzu spitzfrängige Wortspiele liebten und oem unechten Hütterganz oeffnen zuweilen und oem dritten Ranges, der Cicero und Seneca, übertriebene Bewunderung zollten, die trotz allem Schwulst und Ueberschwang aber die gesellschaftlichen Sitten und damit auch die Literatur verfeinerten und von Roheit und Schulfuchs-

pedanterie säuberten. So entstand eine Salonkultur, eine Poesie der *gens du monde*, der jede kraftvolle Volksthümlichkeit fehlte, die aber, weil sie dem Bedürfnis einer bestimmten Gesellschaftsschicht entsprach, nicht zu so lächerlichen Auswüchsen führte wie in England der Euphuismus, in Italien der Marinismus. Zu der Marquise de Rambouillet kamen nicht nur vornehme Leute, wie die Prinzen Condé und Conti und die Herren und Damen des höchsten Adels, sondern auch die erlauchtesten Ahnen der *intellectuels* und *cérébraux* von heute: Richelieu und Malherbe, Corneille und Bossuet und die ganze Schaar der seitdem Verschollenen. Da wurde über Gassendi und Descartes, über den Sensualismus und das Wesen der Bewegungsvorgänge, über die Gebote mondäner Sitte und die Pflicht, irdische Liebe zu reiner, das körperliche Leben überdauernder Geistigkeit zu läutern, geschwätzt, — nicht immer klug gewiß und in allzu kunstvoll gedrechselten Sätzen, stets aber grazios und in der einer werdenden Klasse fast schon natürlichen Tonart des Empfindens. Dieser Klasse entwuchs die französische Klassik, auf deren feinsten Werken ein parfümirtes Pudergewölck liegt, und Brunetiére hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß diese Klassik ohne die Vorarbeit der *illustres précieuses* nicht entstehen konnte. Auch in Berlin giebt es jetzt Präziosensalons, giebt es elegante Damen, die einer neuen Literatur Hebammendienste leisten möchten und sich sehr stolz dünkeln, weil sie Zoten, die einen alten Gorilla schamroth machen könnten, in ruhiger Heiterkeit und ohne Blinzeln anhören. Sie tragen Spitzenkleider von Beer oder Worth und schnuppern gierig nach dem Duft des Hundebrotens, der verhungerten Webern Brechreiz erregt, und des Tage lang aufgewärmten Sauerkohls, den Henschel mit seiner brünstigen Magd in der Stieklust der schmutzigen Krankenstube verspeist. Hinter ihnen, die mehr pervers als präzios sind, lebt keine Gesellschaftsschicht, die eine neue nationale Kunst gebären könnte, lebt nur ein bunt zusammengewürfelter Parvenuhause, der immer Angst hat, nicht auf der Höhe der letzten Mode zu sein, und der deshalb Bilder kauft und Bücher preist, die ihm im Grunde gar nicht gefallen. In Frankreich bekennet man sich offen zu literarisch werthlosen Theaterstücken, die dem Zeitgeschmack schmeicheln; in dem von Berlin beherrschten Deutschland heuchelt man Beifall für Werke, denen das Klaffengefühl der zahlungsfähigen Klatscher widerstreben muß. Wann wird der deutsche Molière erscheinen, der unseren lächerlichen Präziosen im blanken Komödienpiegel ihr zur Fraze verzerrtes Bildniß zeigt?

M. S.